

Die Veröffentlichungen in der Beilage „Aus Politik und Zeitgeschichte“ stellen keine Meinungsäußerung der herausgebenden Stelle dar. Sie dienen lediglich der Unterrichtung und Urteilsbildung.

BRUNO BREHM

Vor vierzig Jahren

Zur Erinnerung an Sarajevo — aus österreichischer Sicht

Die Geschichte Europas, die bis zu den beiden Weltkriegen für uns die Weltgeschichte war, ist seit der Teilung des römischen Reiches zweigeteilt. Das zweite Rom, das an der Stelle entstand, wo Asien und Europa einander berühren und wo um Troja zum ersten Male der Kampf zwischen Osten und Westen entbrannte, hat auf das westliche Rom voll Verachtung geblickt. Byzanz, die neue Stadt, der vorgeschobene Posten des römischen Reiches zuerst, und dann seine Hauptstadt, hatte sechsundzwanzig Belagerungen überstanden und abgewiesen: die Perser, Avaren, Bulgaren, Russen, Ungarn, Araber und Osmanen waren vor ihren Mauern erschienen und die Völkerfluten an ihnen zerschellt. Alle Großtaten dieser Stadt sind uns im Westen nie zum Bewußtsein gekommen. Ein Wort ist uns von dieser Stadt geblieben, das nicht ihren Ruhm, sondern die Unterwürfigkeit der Untertanen vor dem Gottkaiser bezeichnen soll: Byzantinismus. Nichts von der weit nach dem Osten vorgeschobenen Militärgrenze, nichts von den byzantinischen Prinzessinnen, die gleich den chinesischen durch Heiraten die Völker an den Grenzen botmäßig machen mußten, nichts von Fortleben einer Welt, die im Westen der Stadt längst von Barbaren überrannt und zerstört worden war.

Das alte Rom hatte nicht Widerstand leisten können. Augustinus hat seinen Gottesstaat geschrieben, um die Christen gegen den Vorwurf zu verteidigen, daß ihretwegen und als Strafe für den Abfall von den alten Göttern, Rom von Alarich eingenommen worden sei.

Rom missionierte Kelten und Germanen, Byzanz die Slaven. Jene Slaven aber, die katholisch wurden, die Polen, die Tschechen, die Slowaken und die Kroaten gehörten nicht nur zum Westen, machten nicht nur die Kunst des Westens mit, sondern wurden auch, wie Polen und Kroaten, dessen opferfreudige Verteidiger.

Rom war ein armseliges Nest zwischen den großen Trümmern einer verfallenden Stadt geworden, in der der Papst hauste, Byzanz war eine große Stadt wie es im Westen keine ähnliche gab. Wenn sich der Franke in Rom zum Kaiser krönen ließ, so schien das den stolzen Byzantinern ein armseliges barbarisches Possenspiel und wenn der Papst im zerstörten Rom die Unterwerfung der östlichen Kirche verlangte, so schien ihnen das Anmaßung und Tollheit.

Aber östlich von Byzanz versank nun auch die Alte Welt. Der Islam rückte näher, die Stadt wurde einsam, das Vorfeld wurde immer kleiner. Byzanz blieb, was es war. Die größte und die reichste Stadt, uneinnehmbar, stolz, hochmütig und dem Wandel der Zeit trotzend.

Vielleicht konnte in letzter Stunde der Westen helfen. Aber der Westen — und das war Rom — half nur, wenn sich Byzanz unterwarf, wenn das Schisma überwunden, wenn die kirchliche Einigung hergestellt wurde. Zwei Jahre (1438—1439) beriet man zu Florenz. Der russische Metropolit, der für die Einigung der Ost- und Westkirche gesprochen hatte, wurde bei seiner Heimkehr vom russischen Großfürsten in den

Kerker geworfen. Für Rußland, das das Erbe von Byzanz übernehmen wollte, gab es nur einen Feind, der für ihn der Vertreter des Westens war: der Papst in Rom. Wenn Byzanz nachgab, Rußland gab nicht nach. Von jener Zeit an wählte es seinen Metropoliten selbst.

Lieber den Turban als die Tiara

Am 18. Dezember 1452, fünf Monate vor dem Untergang des kaiserlichen Byzanz, verkündete der aus seinem Gefängnis entsprungene russische Metropolit in lateinischer Sprache in der Hagia Sophia, nach der Lesung der Messe im lateinischen Ritus, die Union der beiden Kirchen.

Die Byzantiner schrien vor Schmerz auf: Entweiht sei ihre Kirche, lieber den Turban als die Tiara, lieber den Türken als den Papst! So sehr waren die Byzantiner von Haß und Verachtung auf die Emporkömmlinge

INHALT DIESER BEILAGE:

Bruno Brehm:

Vor vierzig Jahren

Zur Erinnerung an Sarajevo — aus österreichischer Sicht

Der erste Weltkrieg

Seine Behandlung in ausländischen Schulgeschichtsbüchern — eine Auslese (S. 310)

des Abendlandes erfüllt, daß sie, selbst wenn ihnen ein Engel erschienen wäre und ihnen die Aussöhnung mit Rom als Preis der Rettung angeboten hätte, sie doch den Untergang ihrer Stadt vorgezogen hätten.

Rings um die Stadt war alles in die Hand der Osmanen gefallen. Neun Jahre nach der Schlacht bei Varna entschloß sich der Sultan zum entscheidenden Angriff. In der Stadt weilten damals neunhundert genuesische Söldner, kampferprobte Soldaten, deren Erfolge während der Belagerung den Neid der Byzantiner erregten. Kaiser Konstantin XII. lehnte wiederholt das Begehren nach Uebergabe und Abzug ab. Er wollte inmitten seiner Stadt fallen.

Als man erkannte, daß der große Angriff bevorstehe, nahm der Kaiser in der Hagia Sophia das Abendmahl und weihte sich dem Tode. Alle Glocken der Stadt erdröhnten. Die Türken griffen an, die Griechen wehrten sich mit griechischem Feuer und mit Pech und siedendem Wasser, aber Verrat öffnete ein Tor, der Anführer der Genuesen wurde verwundet, der Kaiser legte den Purpurmantel ab und stürzte sich in das Gerümmel. Er fiel, man fand ihn erst nach langem Suchen und erkannte

ihn an den roten Halbstiefeln mit dem goldenen Doppeladler. Sein Kopf wurde abgehauen und auf die Justinianssäule gesteckt, ein Kruzifix wurde mit einer Janitscharenmütze bedeckt und durch die Stadt getragen: Seht, das ist der Gott der Christen!

Die Stadt wurde wohl geplündert, doch die Gebäude wurden verschont, der Sultan Mohamed II. wollte hier seine Residenz aufschlagen.

Das orthodoxe Patriarchat blieb erhalten. Damals schrieb der russische Einsiedler Filofei: „Zwei Rom sind gefallen. Das dritte Rom ist Moskau. Ein viertes Rom wird es nie geben.“

Hundert Jahre nach der Eroberung von Byzanz gibt es drei Kaiser: den westlichen, den deutschen Wahlkaiser, den östlichen türkischen Kaiser, den Sultan in Istanbul, und neben ihm, den Anspruch auf die alte byzantinische Residenz erhebend, der Vertreter des östlichen Christentums, der Herr des dritten Roms, den Zar in Moskau.

Es gibt von da an zwei große Richtungen im abendländischen Machtstreben, die nun von neuen Kräften besetzt sind: die westliche, die sich im Kampf um das Werden der Nationen und im Drang zur atlantischen Küste erschöpft, da seit der Eroberung von Byzanz der mediterrane Seeweg versperrt ist, und eine östliche, die nach dem Kaisertum von Byzanz trachtet.

In dem Augenblick, in dem die Türken nach der zweiten Belagerung Wiens den Höhepunkt ihrer Macht erreicht und auch überschritten hatten, stieß der russische Zar vor. Wien, dessen Aufgabe es wäre, nachzustoßen und den Türken nicht freizugeben, kann dies nicht tun, da Frankreich immer wieder seinen Rücken bedroht.

Rußland hat den Rücken frei. Rußland kann, seit es die westliche Technik übernommen hat, den Türken nachstoßen und sie immer weiter nach Süden drücken. Das Zweite Rom, die Stadt am Bosphorus lockt, der Halbmond soll von der Hagia Sophia weichen, das Kreuz soll sich auf ihn stellen wie der Heilige Georg auf den besiegten Drachen. Die Raja, die von den Türken unterworfenen christlichen Völker, sehen in dem aufsteigenden Rußland den kommenden Befreier. Die lateinische Welt des Westens ist dem orthodoxen Osten fremd geblieben wie eh und je. Diese unsichtbare Mauer hatte auch das vordringende und den weichenden Türken folgende Österreich nicht übersteigen können. Lieber den Turban als die Tiara! Das war auch unter der türkischen Herrschaft nicht anders geworden. Die deutsche Prinzessin von Anhalt-Zerbst, die sich eine Gallierin des Nordens nannte und die russische Kaiserin Katherina II. wurde, rief zum Kampf gegen die Türken auf. Deutsche Generale führten die russischen Soldaten. Die Teilung Polens war einer der schwersten Fehler, den in seiner furchtbaren Tragweite nur Kaiserin Maria Theresia begriff. Aber Friedrich der Große vermochte nicht in der alten religiösen Ost-West-Latein-Griechisch-Katholisch-Prewaslawischen Kategorie zu denken, und Maria Theresias Nachfolger Josef II. auch nicht. So zerschlug sich Europa selbst sein östliches Vorwerk.

Die Heilige Allianz

Auch den Völkern des Ostens brachte die französische Revolution das völkische Erwachen, gleichviel ob sie nun mit oder gegen die Franzosen kämpften. Zum ersten Male rückte das Bürgertum zu den Freiwilligen- und Jägerformationen ein, neue Gedanken drangen in die alten von Adeligen geführten Heere. Als man die Revolution in St. Helena angekettet zu haben vermeinte, beschloß der Wiener Kongreß, alles was geschehen war, wieder ungeschehen zu machen. Die Heilige Allianz verbürgte die Ruhe und das Stillestehen der Zeit. Die Regierungen dachten anders als die Regierten. Aufstände flammten überall auf, wo in den Jahren der großen Zeit gefochten worden war. Aber es waren andere Kriege, die damals begannen. Goya hat sie als erster gemalt und radiert. Es waren Volkskriege, Kinder der großen Revolution, mit all der Unerbittlichkeit des Bürgerkrieges.

Rußland benützte die Erregung jener orthodoxen Völker, die nicht unter seiner Herrschaft standen und wiegelte auf, wo es nur konnte, bei den Serben, bei den Griechen, bei den Albanern, bei den Rumänen und bei den Bulgaren. Die Türken

antworteten hart und grausam, sie hängten Priester vor den Kirchen auf und brannten Dörfer nieder.

Rußland vertrat die Freiheit der nicht von ihm beherrschten Völker: Österreich, Frankreich und England waren gegen die Lostrennung Griechenlands von der Türkei, weil dadurch alles, was in Europa nach Freiheit verlangte, gegen die Heilige Allianz aufgerufen wurde.

Die westlichen Regierungen stellten sich auf die Seite der Pforte, die westlichen Menschen auf die Seite der Freiheit. Deutsche, Engländer und Franzosen meldeten sich als Philhellenen. Lord Byron starb 1824 bei Missolunghi am Fieber.

Die große Wende trat im Jahre 1825 ein. Es starb der Zar der Heiligen Allianz, Alexander I. zu Tananrog am Asowschen Meere. Nach seinem Tod setzte der Edelmutswettstreit, eine seltsame Mischung aus Rousseauscher Sentimentalität und russischer Brutalität ein. Der in Warschau residierende, aber morgantisch mit einer polnischen Fürstin verlobte Konstantin hätte als der ältere Bruder folgen müssen, wenn er nicht verzichtet hätte. Der jüngere Bruder Nikolaus ließ Konstantin zum Zaren ausrufen, eine Deputation ging nach Warschau, aber Konstantin beharrte auf seinem Verzicht. Die Unklarheit benützten einige Offiziere, es kam zu Schießereien, die bereits auf Konstantin vereidigten Truppen wollten nicht nachgeben und mußten mit der Waffe überwältigt werden. Fünf Verschwörer wurden gehängt, die andern wurden nach Sibirien verschickt.

Das Programm von Nikolaus lautet kurz zusammengefaßt: Russifizierung der Völker, Gräzisierung der Religion. Kenntnis der russischen Sprache in den Ostseeländern und in Polen war unbedingt für die Aufnahme in den Staatsdienst erforderlich. Befreiung der Orthodoxen von den Türken.

Die Nachricht von den Thronstreitigkeiten löste in Persien einen Angriff auf Rußland aus, um durch die von England organisierten Truppen, die verlorenen Provinzen zurückzugewinnen. In Persien hatten die Russen Erfolg. Im Westen, wo sie im Verein mit England und Frankreich angriffen, die Rußland nicht allein an die große Beute heranlassen wollten, setzten sich die Türken unerwartet stark zur Wehr. Denn auch die Türken hatten sich der neuen Zeit angepaßt. Die Janitscharen waren entmachtet und zum größten Teil niedergemetzelt und die Truppen nach europäischer Art uniformiert und zusammengefaßt worden.

Die Heilige Allianz war nicht mehr. Georg Canning, der Gegner des kontinentalen Absolutismus, stellte sich auf die Seite der Griechen. Die englische Flotte vernichtete ihre türkische Gegnerin bei Navarino im Süden des Peloponnes.

Die Russen marschierten in Bulgarien ein und drangen über die Balkanpässe auf Adrianopel vor. Sie kamen nicht über die Stadt hinaus, da die Pest sie aufhielt. Aber sie verstanden ihre Schwäche zu verbergen. Die Türken mußten die Donaufürstentümer räumen und die Unabhängigkeit Griechenlands anerkennen.

Was nun geschah, ist kennzeichnend für die Geschichte des Balkans im neunzehnten Jahrhundert. Frankreich schlug für den griechischen Thron einen bayrischen Prinzen vor, nachdem der griechische Thronanwärter beim Betreten der Kirche zu Nauplia niedergemacht worden war. Der Wittelsbacher Otto wurde König von Griechenland, wie später der Hohenzoller König von Rumänien und der Coburger König von Bulgarien.

Otto hatte es in Griechenland nicht leicht. Je nachdem, ob der russische oder der englische Einfluß obsiegte, kam oder ging die Regierung.

Die besiegte Türkei kam nicht zur Ruhe. Mahmud Ali, der Pascha von Ägypten, bedrohte den Sultan und Rußland bot Konstantinopel seinen Schutz an, wie es diesen ein paar Jahre später den Österreichern gegen die Aufständischen Ungarn anbieten wird. Es ist geschickter als jede andere Macht; bald stellt es sich als Befreier der Völker, bald als Stütze der bedrohten Throne dar.

Metternich, der seine ganze Aufmerksamkeit dem durch die französische Revolution und die napoleonischen Kriege beunruhigten Europa zuwandte, konnte nicht so nach dem Osten ausgreifen, ihm lagen Deutsch-

land und Italien näher. Wien erlebte seine edelste Zeit. Die Wiener Klassik, die innigste Musik, hüllte die Stadt ein. Grillparzer sprach das aus, was man im Grunde hoffte:

*Mein Haus wird bleiben immerdar, ich weiß,
Weil es mit eitler Menschenklugheit nicht
Dem Neuen vorgeht oder es begleitet.
Nein, weil es, einig mit dem Geist des All,
Durch Klug und scheinbar Unklug, rasch und zögernd,
Den Gang nachahmt der ewigen Natur
Und in den Mittelpunkt der eignen Schwerkraft
Der Rückkehr harrt der Geister, welche schweifen.*

Oder wie es Kaiser Franz in seinem Testament ausgedrückt hat: Regiere, verändere nichts. Oder wie es Hebbel im Gyges sagt: Rühr nicht an den Schlaf der Welt!

Der Aufstieg Rußlands

Die Welt verändert sich, die Welt schläft nicht, die schweifenden Geister kehrten nicht zurück. Österreich, die beharrende Macht im Westen, stand einer ununterbrochen angreifenden, seine Völker niederwerfenden, die andern Völker aufwiegelnden und befreienden Macht, Rußland, gegenüber. Die Logik, die heute dialektischer Materialismus genannt wird, ist älter. Rußland befreit mit einer Hand die Griechen und würgt mit der andern die Polen ab, es befreit die Bulgaren und wirft die Ungarn nieder, es unterstützt die Serben und bedrückt die Ukrainer.

Die Zeit nach Napoleon kennt in Europa nur kleine Räume und kleine Maßstäbe. Die Großräumigkeit des Barocks ist nicht nur in den hohen Sälen und den weiten Ausblicken, sondern auch in den staatlichen Planungen im kontinentalen Europa verloren gegangen. Die nach Osten vorgeschobenen Schlösser Wiens wie Schloßhof und Eisenstadt sind verlassen und einsam. Die westliche Landschaft Schuberts siegt über die östliche Landschaft Haydns.

Der Aufstieg Rußlands löste bei allen Slawen — mit Ausnahme der katholischen, auf Vorposten des Westens stehenden Polen — Begeisterung aus. Da Rußland für seine Hilfe in den Revolutionsjahren auf Österreichs Dank rechnete, glaubte es freie Hand gegen die Türkei zu bekommen. Es verlangte von den Türken freie Benützung der heiligen Stätten in Jerusalem und das Protektorat über die griechische Kirche im heiligen Land.

Die Völker der Türkei sind von Unruhe erfaßt. Es heißt, die türkische Herrschaft habe nur eine Dauer von vierhundert Jahren, und die Zeit sei bald abgelaufen. Im Jahre 1853 werde Konstantinopel wieder an die Christen fallen. Rußland schürt Aufruhr, 1853 erheben sich die Montenegriner, Österreich schreitet ein und warnt die erbitterten Türken vor einer allzu grausamen Bestrafung der aufständischen Christen.

Auch Frankreich will etwas für die Katholiken im Heiligen Land tun, die dort durch die Orthodoxen ganz an die Wand gedrückt sind. Das gerade war es, was Rußland nicht dulden konnte. Am Sterbebett der Türkei wollte es allein sitzen und warten, was es erben könne.

Wie gebannt marschierte auch diesmal Rußland auf Konstantinopel los. Österreich sandte sein Observationskorps in die Walachei, um den russischen Vormarsch aus der Flanke zu bedrohen. Engländer und Türken und Franzosen griffen, von einem sardinischen Kontingent unterstützt, die Russen auf der Krim an. Es kam zu der ebenso blutigen wie langwierigen Belagerung von Sebastopol. Der russische Soldat, tapfer, standhaft und genügsam wie immer, wenn er gut geführt wird, leistete hartnäckigen Widerstand. Die Verbündeten hatten große Verluste. Rußland mußte wohl Sebastopol aufgeben, aber von einem Sieg konnte keine der beiden Mächtegruppen sprechen. Der eigentliche Besiegte dieses Krieges war Österreich, daß sich weder für den Westen gegen Rußland, noch für Rußland gegen den Westen hatte entschließen können. Rußland mußte sein Protektorat über die Donaufürstentümer aufgeben und ein Stück Bessarabiens abtreten. Sebastopol sollte nicht mehr aufgebaut werden. 1854 wurde der Frieden zu Paris unterzeichnet. Napoleon III. hatte sich seinen ersten Krieg leichter und unblutiger vorgestellt.

Es folgen die westlichen Kriege: Napoleon gegen Österreich in Italien, der zweite polnische Aufstand, der dänische Krieg, der Kampf um die

Vorherrschaft in Deutschland, die Entscheidung zwischen Nord und Süd auch in den Vereinigten Staaten und der deutsch-französische Krieg, alles Kämpfe in Europa um die Form des Nationalstaates. Die mit dem Nationalstaat seit der französischen Revolution verbundene Idee der Freiheit zwingt auch Österreich zu einem Umbau seines Staates; die andere Reichshälfte, die ungarische, beansprucht für sich die nationale Selbstständigkeit, um diese im gleichen Atemzug den Völkern ihrer Krone, den Slowaken, Rumänen, Serben, Kroaten und Deutschen abzustreiten.

Der Freiheitsgedanke des Westens arbeitet in Rußland weiter, es treten einander die Westler und Rußlandgläubigen in langen Kämpfen gegenüber. Dostojewski sieht Rußlands Mission in der Christianisierung des gottlosen, fauligen Westens, in der Eroberung Konstantinopels und in der Befreiung der Christen vom Joch der Ungläubigen. Ehe sich diesmal Rußland zum dritten und wie alle Russen glaubten, entscheidenden Vorstoß anschickte, bereitete es ihn politisch besser vor, sicherte es vor allem dessen Westflanke. Österreich sollte auch Anteil an der erhofften Beute haben. Bei der Zusammenkunft der beiden Kaiser in Reichstadt im Jahre 1876 wurde ihm Bosnien und Herzegowina versprochen.

Die Türkei wehrte sich kräftiger, als man von dem sterbenden Mann am Bosphorus erwartet hatte. Wieder bezwang Rußland nach schweren Kämpfen im Vorfeld die Balkanpässe, wieder stand es zwei Tagmärsche vor Konstantinopel, als ihm die englischen Schiffsgeschütze an der türkischen Küste halt geboten.

Der Vorfriede von St. Stefano gab Rumänien, Serbien, Montenegro und Bulgarien die Unabhängigkeit, Serbien und Montenegro sollten Gebietserweiterungen in Bosnien und der Herzegowina erhalten. Bevor noch die zu kurz gekommenen Staaten des Westens auf dem Kongreß zu Berlin zusammentraten, hatten sich die Engländer — sicher ist sicher — Zypern genommen, das ihm — falls die Russen doch einmal aus dem Schwarzen Meer ausbrechen und ins Mittelmeer gelangen sollten, dessen östlichen Teil beherrschte.

Der ehrliche Makler

Da nun das geeinte Deutschland an Stelle von Frankreich die Vormacht des Westens auf dem europäischen Festland war, fiel Bismarck das undankbare Amt des ehrlichen Maklers zu. Der Ungar Andrassy, der 1848 in effigie gehängt worden war, vertrat die Doppelmonarchie bei diesem Kongreß. Er drängte vor allem darauf, daß die Entstehung großer Balkanstaaten verhindert und daß die Türkei erhalten werde. Jetzt, da der alte Erbfeind der Donaumonarchie dahinschwand, ahnte man, daß es ein vornehmer Staat war, der dahinging und daß die jungen Staaten, die auf seinem Gebiet entstanden, weit größere Forderungen stellten und weit gefährlicher waren. An die Stelle des Kismet war in den neuen Staaten eine heftige Gier nach Hochkommen und Ausgreifen über die Grenzen getreten und ein Nationalbewußtsein, das vor keiner Übertreibung zurückschreckte. Aus den Schatzkammern der Geschichte wurden alte Kronen versunkener Reiche und märchenhafte Erinnerungen hervorgeholt und blank gescheuert. Was man in Wien nicht denken wollte, das schrien die befreiten Völker in die ganze Welt hinaus: dem Sultan in Stambul müsse der Kaiser in Wien folgen, denn nicht nur von der Türkei habe man Menschen und Land zu fordern, sondern von der Donaumonarchie auch. Nun werde es aus sein mit der Teilung der Slawen und Puschkins Wort werde wahr werden, daß die slawischen Bäche bestimmt seien, in ein russisches Meer zu münden.

Serbien und Montenegro blieben ohne den erhofften Gebietszuwachs in Bosnien und in der Herzegowina, Österreich erhielt den Auftrag, die beiden Länder zu okkupieren und dort die Ruhe wieder herzustellen. Außerdem wurde es mit der Besetzung eines Gebietsstreifens, des Sandschaks betraut, der Serbien von Montenegro trennte. Der Kongreß hätte es gern gesehen, wenn Österreich die Länder annektiert und nicht bloß okkupiert hätte, aber die Türkei drohte mit der Fortsetzung des Krieges und Österreich gab le i d e r nach um jenes lieben Friedens willen, der dann die beiden großen Weltkriege gebar. Daß es sich um mehr handelte als um zwei Provinzen des türkischen Reiches, war allen klar. Andrassy hatte dem Kaiser gemeldet, daß er der Monarchie die Pforten des Orients geöffnet habe und er rechtfertigte sich, daß es doch nicht ganz geschehen sei: „Wir hätten entweder zugeben müssen, daß die russischen Truppen in Konstantinopel einziehen oder selbst dahin marschieren

müssen, um der russischen Armee zuvorzukommen. Hierzu war die Monarchie dormalen nicht vorbereitet.“

Die Pforte nach dem Orient war nur so weit geöffnet, daß ein scharfer Wind durch sie eindrang, ohne daß man selbst durch sie ins Freie gelangen konnte. Man begnügte sich mit dem halben Gewinn, was schlimmer war als ein ganzer Verzicht.

Die Völker der Monarchie freuten sich wenig über diesen Gewinn. Die Deutschen fürchteten den Zuwachs an Slawen, die Slawen wünschten keine Befreiung ihrer Brüder von der Türkenherrschaft durch das Haus Habsburg-Lothringen, die Ungarn beanspruchten die beiden Länder für ihre Krone, die im Reichsrat vertretenen Königreiche und Länder, wie die namenlose österreichische Reichshälfte hieß, konnte der ungarischen Krone diesen Zuwachs nicht gönnen, da er ihr das absolute Übergewicht verliehen hätte. Man mußte ein gelernter Österreicher sein, um sich in dieser Lage auszukennen und zu hoffen, daß die gütige Zeit einst alle Fragen wohlwollend und friedlich lösen werde.

Die Okkupation werde der Orientpolitik Österreichs das Grab bereiten, prophezeite der russische Kanzler Gortschakow. Stephanie werde Kaiserin von Byzanz werden, versprach Kronprinz Rudolf seiner Gemahlin beim Antritt seiner Orientreise im Jahre 1884, die ihn in jene Länder führen sollte, die seit der Okkupation wieder in das Blickfeld der Donaumonarchie gerückt waren.

Der Kronprinz hoffte die freisinnigen Kreise auf seine Seite zu ziehen. Wie Kronprinz Friedrich von Preußen mit Ludwig Bamberger unterhielt auch Rudolf mit einem liberalen Journalisten Moritz Szeps Verbindung. Die Schwägerin von Szeps, eine Tochter von Dr. Zuckerkandl, war mit Clemenceaus Bruder verheiratet. Clemenceau — und daran sollte man sich bei Clemenceaus heftiger Reaktion gegen Kaiser Karl in der Sixtus-Affäre erinnern — kam heimlich bei Nacht zu Kronprinz Rudolf in die Hofburg, um Zukunftsfragen zu besprechen, die wohl alle um das Bündnis mit dem deutschen Reiche kreisten.

Der Tod Friedrichs, der neunundneunzig Tage Kaiser war, zur kurz, um seine Reformgedanken durchzuführen, lang genug, um Bismarck zu verbittern, zog den Tod des österreichischen Thronfolgers nach sich. Das Ende beider war tragisch. Als Kaiser Friedrich in den letzten Zügen lag, ließ der Kronprinz, der nachmalige Kaiser Wilhelm II. das Neue Palais von Gardehusaren umstellen. Wenn die Kaiserin, erzählte der rumänische König Carol, vom Sterbelager ihres Gemahls für einen Augenblick an ein Fenster trat, um Luft zu schöpfen, sah sie die roten Uniformen der Husaren, die zu verhindern hatten, daß jemand unkontrolliert das Neue Palais verließ. Insbesondere sei es darauf abgesehen gewesen, jede Korrespondenz der Kaiserin mit dem Auslande zu verhindern. Die Kaiserin vergaß ihrem Sohn dieses Benehmen nie. Als sie, die Tochter der Königin Viktoria von England starb, wünschte sie, in die englische Flagge gehüllt, begraben zu werden. Der Hauptgrund des Zerwürfnisses war eine Balkanfrage, die mit einer Herzensgeschichte verquickt war. Der auf Betreiben Rußlands abgesetzte Fürst Alexander von Bulgarien, war mit Wilhelms Schwester verlobt, doch Bismarck war gegen diese Heirat, die Deutschland mit Rußland zu verfeinden drohte.

Kaiser Friedrich war an Krebs gestorben, der österreichische Kronprinz nahm sich das Leben, weil seine Hoffnungen und halben Pläne gescheitert waren. Die kleine Baronin nahm er mit in den Tod, weil er nicht allein sterben wollte. Die Angst vor einem Angriff Rußlands und vor der Unbeherrschtheit des jungen deutschen Kaisers, der nach Rudolfs Ansicht Unheil über das Reich bringen würde, waren wohl auch Gründe, die den Prinzen den Abschied notwendig erscheinen ließen.

Damals schrieb eine amerikanische Zeitung:

„Nicht nur von Anarchisten werden die Monarchen und solche, die es werden wollen, verfolgt, sondern auch von der inneren Stimme, die ihnen sagt, daß in einer Zeit der freien demokratischen Völker für sie kein Platz mehr ist. Gerade weil dieser Prinz aus einem der ältesten Herrscher-geschlechter des alten Europa mit den Ideen der neuen Zeit geliebäugelt haben soll, eben deshalb mußte er sterben. Man muß nicht immer an Jesuiten- und Freimaurerverschwörungen denken. Es gibt zwei Seelen in einer Brust, wie das ein Dichter der Deutschen sagt, die sich so nicht vertragen können, daß erst eine Seele die andere verkümmern läßt und dann vergiftete. Hätte dieser junge Mann ernst gearbeitet, wäre er nicht

auf solche Gedanken gekommen, die ihm aus dem Müßiggang erwachsen. Wir stehen betrübt vor dem menschlichen Schicksal, wir wissen, daß auch er Eltern hat, die den Verlust schwer verwinden werden, aber wir sind nicht in der Lage, das Schicksal, das unerbittliche, anzuklagen. Es vollzieht sich, was sich vollziehen muß. Die Klage, daß ein wahrscheinlich demokratischer Herrscher der Zukunft verloren gegangen ist, will uns nicht viel sagen, denn wir glauben, daß die Zukunft jedwede Art von Herrschern verlieren wird. Sein Onkel ist in Mexiko gefallen, weil der Boden der Neuen Welt keinen Kaiser dulden kann — der Neffe hat sich selbst gefällt.“

Fortimbras Amerika hält den Epilog der abend-ländischen Tragödie. Die Neue Welt duldet den Einbruch des Alten in ihre Hemisphäre nicht. Auch der Rücktritt des Kaisers von Brasilien, dessen Mutter eine Habsburgerin und dessen Vater ein Braganza waren, wurde von den Vereinigten Staaten erzwungen.

War mit Rudolf die Hoffnung der liberalen Bürger dahingegangen, so kam mit dem Neffen des Kaisers, mit Franz Ferdinand, deren Befürchtung und Bedrohung, und der neue Thronfolger erinnerte nicht nur die Tschechen an die habsburgischen Ferdinande, die Träger der Gegenreformation. Auch er war ein Kronprinz, der mit seinem Regierungsantritt alles zum Besseren wenden wollte.

Franz Ferdinand hatte in Oedenburg bei den Husaren gedient und dort den ungarischen Chauvinismus kennen gelernt, den zu bändigen und auf ein erträgliches Maß zurückzuschrauben eines seiner Hauptziele war. Er hatte sehen gelernt, wie Ungarn jede Reform verhinderte, wie es die Armee verdorren ließ, weil es jede Budget-Debatte zu Erpressungen benützte. Franz Ferdinand wollte sich mit dem Ausgleich nicht abfinden, den sein Oheim 1867 mit Ungarn geschlossen hatte; er dachte einen vollkommenen Umbau der Donaumonarchie auf föderativer Grundlage vorzunehmen. Vor allem verlangte er immer wieder Frieden, damit er, wenn er an die Regierung kam, sich seiner Aufgabe widmen könne.

Die bosnisch-herzegowinische Frage

Damals hatte sich Rußland, da ihm im Westen kein Erfolg beschieden war, gegen Osten gewandt. Es war im Jahre 1904 zum Krieg mit Japan gekommen. Rußland hatte eine große Niederlage erlitten, die eine Revolution nach sich gezogen hatte. Alois Freiherr Lexa von Aehrenthal war während der Zeit russischer Schwäche und Niederlage Botschafter der Donaumonarchie in Petersburg. 1906 kam er als Minister des Äußeren auf den Ballhausplatz. Im Jänner 1908 teilte er den Delegationen mit, daß er im Sandschak die Bosnische Ostbahn so ausbauen werde, daß sie den Anschluß an die Strecke nach Saloniki erreiche.

Der Aufstieg Japans rüttelte auch die Türken auf. Eine Militärrevolution, die durch eine Geheimorganisation getragen wurde, stürzte das alte Regime und verlangte von Österreich die Herausgabe der okkupierten Provinzen Bosnien und die Herzegowina.

Hatte bei der Ankündigung des Baues der Anschlußstrecke nach dem ägäischen Meere schon Rußland getobt und die anderen Staaten ihre Befürchtungen geäußert, daß durch solch einen Schritt Österreichs ein Krieg heraufbeschworen werden könnte, so sah sich Aehrenthal der verjüngten Türkei gegenüber zur doppelten Vorsicht genötigt. Nur den russischen Außenminister zog Aehrenthal ins Vertrauen, der einer Annexion zustimmte, wenn Österreich den Russen in der Dardanelle-Frage, ihrem immer wieder angestrebtem Ziel, entgegenkomme.

Der Thronfolger mahnte zur Vorsicht; er schrieb am 6. August 1908 an Aehrenthal: „Sollte eine Annexion für unbedingt notwendig erachtet werden, so kann ich derselben nur zustimmen, wenn die Provinzen als Reichsland, also beiden Teilen der Monarchie angehörend, erklärt werden.“

Im allgemeinen bin ich überhaupt bei unseren desolaten inneren Verhältnissen gegen alle solche Kraftstücke. Meiner Ansicht nach kann sich solche Sachen nur ein konsolidierter Staat erlauben; nachdem wir aber, dank dem Kampf der beiden Reichshälften, weder konsolidiert noch kräftig sind, würde ich eher zuwarten.“

Der Chef des Generalstabes Franz Conrad von Hötzendorf war der Ansicht, daß Rußland noch immer zu geschwächt sei, um einen Krieg

führen zu können. Er kannte die unversöhnliche Feindschaft und die unablässige Wühlarbeit der Serben und die Unverläßlichkeit Italiens. Er wollte die Schwäche Rußlands benützen, Serbien unschädlich zu machen. Der Thronfolger wünschte Ruhe, er schrieb an den damaligen Chef seiner Militärkanzlei Oberstleutnant von Brosch: „Bitte, bändigen Sie nur Conrad. Er soll dieses Kriegsgehetze aufgeben. Es wäre ja sehr verlockend, diese Serben und Montenegriner in die Pfanne zu hauen, aber was nützen diese billigen Lorbeeren, wenn wir uns dadurch eine allgemeine europäische Entwicklung hinaufdividieren und dann womöglich mit zwei bis drei Fronten zu kämpfen haben und das nicht aushalten können. Also Conrad soll nicht auf das Kriegsgeschrei jedes Generalstabshauptmanns wieder ein Korps mobilisieren wollen. Er soll sein operatives Büro Tag und Nacht arbeiten lassen, aber ansonsten Ruhe geben und nicht zum Kriege hetzen. Zum Schluß fällt dann noch Italien über uns her und England macht uns Schwierigkeiten und wir können mit zwei Fronten kämpfen. Das wird das Ende vom Lied sein.“ (Oktober 1908)

An einen Krieg mit Rußland dachte der Thronfolger deshalb nicht, weil er ihn nicht wünschte. Er war der Ansicht, daß solch ein Krieg nur von Frankreich und von den Freimaurern geschürt werde, die alle Monarchen von dem Thron stoßen wollten. Viel näher lag ihm ein Krieg gegen Italien, dessen König zu besuchen er sich nicht entschließen konnte, weil es den Anschein haben könnte, er billige das Vorgehen des Königreiches gegen den Papst. Die Zurückgewinnung der Lombardei und Venetiens schien ihm erstrebenswert, ein Kampf gegen Rußland aber kam ihm wie ein Selbstmord der Dynastien vor.

Aber der Thronfolger wußte auch, wie sehr der Staat im Argen lag, den er übernehmen sollte. So sehr Franz Ferdinand die Fähigkeiten Conrads anerkannte, so schlecht vertrug er sich mit diesem eigenwilligen und selbstbewußten Mahner, der immer wieder auf eine Entscheidung hin drängte, so lange Rußland noch Zeit dazu ließ. Deshalb schrieb noch im gleichen gewitterschwülen Sommer 1908 der Thronfolger an den Kaiser:

„... Der Offizier ist viel schlechter bezahlt als der inferiorste Beamte; dazu sind die Staatskassen so überfüllt, daß man hier 20 Millionen für die gutgestellten Beamten, dort ebensoviel für die Eisenbahnangestellten geben konnte.

Es wird eine zu große und zu lange Probe auf das Anstandsgefühl der Offiziere gestellt.

Das Ziel, auf das alles mit gemeinsamen Kräften hinarbeitet, ist eben, den Geist und die Verläßlichkeit der Offiziere und der Armee zugrunde zu richten, damit der Herrscher, wenn er die Armee zur Erhaltung seines Thrones braucht, sich auf dieselbe absolut nicht mehr verlassen kann und zum Spielball der schlechten destruktiven Elemente werden muß.

Ungarn, Freimaurer und Sozialisten sind an der Arbeit, um die Grundfesten des Thrones zu erschüttern, und das Objekt, auf das sich alle stürzen, ist die Armee.

Verzeihung, Eure Majestät, daß ich dies alles vorgebracht habe, aber ich hielt es für meine Pflicht, und ich hätte es vor meinem Gewissen nicht verantworten können, dies nicht Eurer Majestät gemeldet zu haben.

Zum Schluß bitte ich Eure Majestät noch auf das inständigste, F.M.L. Conrad nicht fallen zu lassen. Solange ich die Verantwortung im Falle einer Mobilisierung zu tragen habe, kann ich einen Mann mit dieser Tatkraft und diesem weiten Blick wie Conrad nicht entbehren. Gott möge einen Krieg verhindern, ich bin und bleibe immer dagegen, aber man muß gerüstet sein, und da habe ich niemanden als F. M. L. Conrad, der mein volles Vertrauen genießt, daß er im Frieden das durch Rat und Tat vorbereitet, wofür wir beide später verantwortlich gemacht werden können.“

Die Verkündigung der Annexion der beiden türkischen Provinzen am 5. Oktober 1908, die man sowohl vor dem Thronfolger wie vor dem deutschen Bundesgenossen bis zum letzten Augenblick geheimgehalten hatte, wirkte wie ein Donnerschlag. In Rußland brach ein panslawischer Sturm los, der Isowsky für einen Dummkopf erklärte und ihn bald darauf zu Fall brachte. Aehrenthal, der, um die Türken zu beschwichtigen, den Sandschak abtrat, der Serbien und Montenegro trennte, wurde, weil auf

die Herausforderungen Serbiens nicht geantwortet wurde, Ehrengrab, und der Sandschak von der Armee der österreichische Schandsack getauft. Serbien mobilisierte, sein Außenminister und sein Kronprinz traten eine Rundreise zu den Großmächten an, um diese zu bitten, Serbiens Rechte mit der Waffe zu verteidigen. Dem serbischen Ministerpräsidenten Pašić, der nach Petersburg geeilt war, teilte man mit, mit den Rüstungen noch nicht fertig zu sein und jetzt noch nicht Krieg führen zu können. Die Auskunft klang so zufriedenstellend, daß der serbische Ministerpräsident nach Belgrad telegraphierte, „die bosnisch-herzegowinische Frage wird nur durch einen Krieg entschieden.“

In Berlin verzieh man etwas zu rasch das Vorgehen Aehrenthals, vielleicht weil man sich doch über diese kräftige Äußerung eines Lebenswillen freute, den man der Monarchie wohl kaum mehr zugetraut hatte. Man fand, daß solch ein Vorgehen einer großen und selbständigen Monarchie entspreche und man legte sogar nach einiger Zeit den Russen nahe, durch die Anerkennung der Annexion den Serben jeden Vorwand für alles weitere Kriegsgeschrei zu nehmen.

Rußland gab nach, Serbien erklärte feierlich, daß durch die Annexion seine Rechte nicht berührt seien, der serbische Kronprinz, der wildeste Kriegshetzer, verzichtete auf die Thronfolge und Ruhe schien wieder einzukehren in Europa.

Conrad allein und seine klardenkenden Offiziere wußten, welche Gelegenheit man verspielt hatte. Man hatte den Gegner gereizt, man hatte sich als Großmacht benommen und hatte doch nicht vom Leder gezogen, als Serbien in Raserei versetzt, die große Monarchie herausforderte: „Entweder muß Europa unseren Ansprüchen nachgeben, oder es wird zu einem schrecklichen und blutigen Krieg kommen,“ hatte die „Politika“ in Belgrad im Feber 1909 geschrieben.

Als Satyrspiel folgten der Annexionskrise zwei schlecht vorbereitete Prozesse in Agram und in Wien, die mit gefälschtem Material das dartin wollten, was sich bei einiger Geschicklichkeit auch mit echten Belegstücken hätte nachweisen lassen. Die Gerichtssaalillustrationen zu den politischen Ereignissen wirkten nur als Karikaturen. Der Agramer Hochverratsprozeß und der Friedjungprozeß in Wien bestätigten vor den schadenfrohen Augen der Welt die Unschuld Serbiens und die Lügen der Österreicher. Die Prozesse, die klären sollten, trübten das Wasser.

Isowsky, der seine Niederlage nicht hatte verwinden können, brachte die Zusammenkunft des Zaren mit dem italienischen König in Racconigi bei Turin im Jahre 1909 zustande. Wohl hielten die Vereinbarungen an der gegenwärtigen Machtverteilung auf dem Balkan fest, aber Rußland hatte Italien einen Vorschub aus der türkischen Erbschaft versprochen.

Conrad v. Hötzendorfs Warnungen

Conrad ahnte den Abfall des Bundesgenossen, er wollte Italien zum Kampf zwingen. Er glaubte mehr dem, was die irredentistischen Blätter schrieben, als den Versicherungen der Diplomaten und Militärattachés. Conrad, der lästiger Mahner, mußte gehen. Die Armee wurde verletzt, sie fühlte, wie man dem Unheil entgegentrieb.

Aehrenthal glaubte nicht an die drohende Gefahr. Gewohnt an ein Gleichgewicht durch das Gegeneinanderausspielen der Völker, vermochte er sich nicht vorzustellen, daß irgend eine Macht imstande wäre, die zerstrittenen Balkanvölker auf ein Ziel hin auszurichten. Die Lagerung und die Vergangenheit dieser Völker verlockte förmlich zu solchem Spiel. Bulgarien verlangte die gleichen Gebiete wie Serbien und deshalb war Bulgarien, trotzdem ihm Österreich 1882 in den Arm gefallen war, als es Serbien zu Boden werfen wollte, der Freund der Monarchie. Rumänien, das die slawischen Balkanvölker von Rußland trennte, mußte bei Österreich-Ungarn Schutz suchen, wenn es nicht in der slawischen Flut zugrunde gehen wollte, aber seine Bündnistreue war dadurch beeinträchtigt, daß es sowohl von der Donaumonarchie Siebenbürgen, von Rußland Bessarabien und von Bulgarien die Dobrudscha fordern zu können vermeinte.

Den Weltkrieg begann im Jahre 1911 Italien durch seinen Angriff auf Tripolis, den die Marokko-Krise ausgelöst hatte. Österreich-Ungarn mahnte zur Vorsicht, es fürchtete, daß eine weitere Schwächung der Türkei die Balkanstaaten zum

Angriff ermuntern werde. Italiens Neigung zu Österreich wurde durch solche Behinderungen nicht größer.

Conrad drängte noch einmal: jetzt sei die allerletzte Gelegenheit! Man hörte nicht auf den kleinen General, der so Großes wollte. Als Aehrenthal 1912 starb, wurde Graf Berchtold sein Nachfolger, der wußte, welche Erbschaft er übernahm: „Wir dürfen uns darüber keiner Illusion hingeben, daß unsere Vorgangsweise bei der Annexion Bosniens und der Herzegowina nicht nur den ersten Anstoß zum Bunde der Balkanstaaten gegeben und dadurch ein zuvor nicht bestandenes Band des Einvernehmens unter denselben in Bezug auf die Stellung zu unserer Orientpolitik geschaffen hat.“

Die russischen Vertreter in den Balkanstaaten arbeiteten nur auf ein Ziel hin: auf den großen Angriff gegen die Türkei. Hatten die Großmächte dreimal Rußland vor den Toren Konstantinopels zum Stehen gebracht, so würden sie sich doch nicht einem Selbstbefreiungskampf der Balkanvölker entgegenstellen können. Und mit den Balkanvölkern siegte jene Macht, die sie unterstützte und die Völker der Orthodoxie beschützte.

Den gestaffelten Angriff begann Montenegro; Serbien, Griechenland, Bulgarien schlossen sich an und warfen in siegreichen Kämpfen die Türken zurück. Die Großmächte versuchten ordnend und beschwichtigend einzugreifen, aber die Balkanvölker kehrten sich nicht an die Großmächte, ja, sie hörten nicht einmal auf Rußland. Im Streit um die Beute fielen sie übereinander her, Serbien und Griechenland über Bulgarien, das bis in die Tschataldscha-Linie dicht vor Konstantinopel vorgedrungen war. Als Rumänien die Bedrängnis der Bulgarien sah, marschierte es in das Land ein und nahm sich die Dobrudscha. Conrad, der dies alles kommen gesehen und der vorausgesagt hatte, daß Frankreich den Weg beschriften habe, Deutschland finanziell zu besiegen, indem es sich zuerst Rußland dienstbar gemacht und dann die Balkanstaaten aufgerüstet habe, wies immer wieder auf die hoffnungslose Lage der Donaumonarchie hin. Die Balkankriege hatten bewiesen, wozu Serbien imstande war. Die Kämpfe waren grausam und erbittert geführt worden. Österreich hatte Reservisten unter die Fahnen gerufen und war im Süden aufmarschiert. Aber es war für Österreich schwer, in diesem Durcheinander der Kämpfe eine Entscheidung zu treffen. Unterstützte es Rumänien, so verletzte es Bulgarien, das sein Bundesgenosse gegen Serbien war, unterstützte es Serbien, so hatte es die andern Staaten gegen sich, trat es auf die Seite der Türkei, so wurde es, gleich dieser, zum Tode verurteilt durch die vom Siegestaumel berauschten Völker.

Österreich sah wieder nur einen Ausweg: Serbien um keinen Preis an das Meer zu lassen, damit es die Monarchie nicht im Nordende der Adria einsperren könne. Es wurde Albanien gegründet, das den Serben und Montenegrinern als Sperrwall vorgeschoben werden sollte.

Conrad legte dem Kaiser die Lage am 20. Jänner 1913 in einer Denkschrift dar, in der er auf die Anziehungskraft hinwies, die ein großes und siegreiches Serbien auf die Slawen der Monarchie haben müsse: „daß . . . dieser Prestigeverlust von nachteiligster Wirkung auf alle Patrioten, insbesondere auf den Geist der Armee und deren pflichttreues, arbeitsfreudiges Offizierkorps ist und damit jener Faktor ruiniert wird, an welchen schließlich immer appelliert werden muß. Eingekleilt zwischen Rußland, dann ein mächtig gewordenes Serbien und Montenegro und einem auf die Dauer kaum verlässlichen Italien wird die Monarchie zur politischen Ohnmacht und dadurch zum sicheren Niedergang verurteilt sein. Dies zu vermeiden, muß also der Kern des Übels erfaßt werden, das heißt, die Monarchie muß durch eine politische Kraftäußerung ihr Prestige, besser gesagt, ihre politische Geltung, wiederherstellen. Am wirksamsten wäre dies der Fall, wenn es gelänge, in einem Krieg gegen Rußland Sieger zu sein. Mit dieser rationellsten Lösung wären auch alle andern Fragen . . . gelöst. Wenn Deutschland nur etwas in die Zukunft blicken wollte, so müßte es zu analogen Schlüssen kommen, denn sein Fiasko in der Orientpolitik kann ihm kaum entgehen, ebenso wenig wie die Umklammerung, welche ihm in der Zukunft droht, wenn nach Niedergang der Türkei die durch die Balkanstaaten verstärkte Tripleentente sich gegen den Dreibund wendet . . . Ich bin der Ansicht, daß für Deutschland die Stunde zu dieser entscheidenden Tat geschlagen hat und das es dieselbe

nicht versäumen sollte, so lange es ein Österreich-Ungarn an der Seite hat, in dessen Armee wohl jetzt noch das traditionelle Gefüge die Oberhand besitzt, an welchem aber in Hinkunft umso erfolgreicher gerüttelt wird, je mehr dermalen einer Kraftprobe mit den aggressiven Gegnern ausgewichen wird. Zudem muß Deutschland bedenken, daß unter dem Schutz des Ringes, der es umschließt, die Mächte der Tripleentente sich den asiatischen Besitz der Türkei teilen und damit alle Hoffnungen zerstören werden, welche Deutschland auf eine Wirtschaftspolitik im Orient gesetzt hat. Es ist also ganz irrig, wenn das Eintreten Deutschlands in den Dreibundkrieg als ein lediglich der Erhaltung Österreichs geltender Dienst hingestellt wird — gleichsam als ein Opfer, welches man Deutschland nicht zumuten darf.“

Die Vorstellungen des Generals blieben ungehört. Als man in Deutschland von albanischen Ziegenweiden und im Belvedere zu Wien von serbischen Zwetschkenbäumen sprach, um die der Kampf sich zu entwickeln drohe, schrieb Conrad noch deutlicher: „Es handelt sich ebensowenig um „albanische Ziegenweiden“ als um „serbische Zwetschkenbäume“, auch nicht um das „bescheidene Fensterchen“ in Gestalt eines serbischen Adriaufens, es handelt sich um Österreich-Ungarns Machtstellung am Balkan, um seine eigenen südslawischen Gebiete, um seinen Küstenbesitz, damit aber um Österreich-Ungarns Machtstellung überhaupt, also auch um seinen Bundeswert für Deutschland, das isoliert inmitten seiner Feinde stand. Die Zeiten, in denen das Wort gesagt wurde, daß der ganze Balkan nicht die Knochen eines pommerschen Grenadiers wert seien, waren vorüber . . .“

Die Pariser Presse nahm feindliche Stellung gegen Österreich. *Paris Midi* schrieb am 4. April 1913:

„Was Österreich betrifft, so folgt dieser Zwitterstaat nur seiner undankbaren Bestimmung: getreu seinem Programm, die Schwachen zu bedrücken und die Gewissen zu vergewaltigen. Die schönen Diplomaten, die mit Glacéhandschuhen und mit Backenbärten, wie man sie vor fünfzig Jahren trug, die Politik am Ballhausplatz dirigieren, gleichen einem Personal von Edelleuten, die durch die Ironie des Schicksals zu schmutzigen Kanalräumerarbeiten verurteilt wurden. Der Wahn einer südslawischen Union ist ebenso wie der Versuch, mit dem winzigen Montenegro einen Krieg anzufangen, schon zweimal an Lächerlichkeit und verachtungswürdigem Haß, den sie sich damit zuzogen, gescheitert. Der Kreuzer „Edgar Quinet“, der entsendet wurde, um die österreichische Eskadre vor Antivari zu begleiten, ist eigentlich nur als Krankenwärter aufzufassen, den man einem reichen, verderbten Greis auf seine letzten Spaziergänge mitgibt, um den öffentlichen Skandal zu verhindern, daß er auf der Straße kleine Mädchen schändet.“

In die allgemeine Erregung hinein platzte durch die Indiskretion eines Prager Journalisten die Nachricht, daß man den Generalstabschef des Prager Korps gezwungen habe, in einem Wiener Hotel Hand an sich zu legen.

Wie immer hatten die Russen den Mann, den sie als Spion verwenden wollten, gut beobachtet. Sie wußten, daß Redl homosexuell war, Geld brauchte und ihnen dadurch auf Gnade und Ungnade ausgeliefert war.

Man hatte postlagernde Chiffrebriefe von einer russischen Grenzstation in Wien geöffnet und hohe Rubelbeträge gefunden. Man war lange auf der Lauer gelegen und gerade an dem Tag, an dem der Brief abgeholt wurde, war der Polizeiaгент nicht auf seinem Posten. Aber schließlich wurde der Chauffeur ausfindig gemacht, in dessen Wagen jener Herr sein Taschenmesserfutteral liegen gelassen hatte.

Die Audienz, zu der Conrad vom Thronfolger befohlen wurde, war „eine der unerquicklichsten in seiner Dienstzeit als Chef des Generalstabes.“ Der Thronfolger verpönte von kirchlichem Standpunkt aus den Selbstmord und anerkannte nicht, daß man eine solche Angelegenheit ohne Untersuchung und Verhör durch eigenmächtiges Vorgehen aus der Welt schaffen könne. Er machte Conrad den Vorwurf zu gut zu sein und befahl ihm, den „Generalstab wieder in Ordnung zu bringen.“

Bei den Herbstmanövern in Böhmen drohte ein neues Zerwürfnis. Nach der Meldung der zahlreichen Generale und deren Gefolge im Schloßhof von Chotowin begab sich der Thronfolger mit den Offizieren in die Kirche, während Conrad die Kanzlei der Manöverleitung in der Schule aufsuchte. Ungefähr nach einer Stunde wurde er zum Thronfolger gerufen, der ihn barsch anfuhr und fragte, warum er nicht in der Kirche

gewesen sei. Conrad erwiderte, daß er dienstlich zu tun gehabt habe und als der Erzherzog dies nicht gelten lassen wollte, sagte Conrad, er hätte sich in der Kirche eingefunden, wenn es ein befohlener Kirchgang gewesen wäre.

Conrad hatte sich einige Zeit vorher darüber beklagt, daß der Thronfolger in Albanien erst einzugreifen bereit gewesen sei, als er von einer Bedrohung albanischer Katholiken gehört habe. Als am Nachmittag der Thronfolger dann Conrads Manöver abbrach und eine Übung nach seinen Entwürfen anordnete — mit dicht massierter Infanterie und Attacke eines Kavalleriekorps — der Erzherzog ertrug wie Kaiser Wilhelm den „unsichtbaren“, modernen Angriff nicht — sah Conrad wieder einmal die Stunde gekommen, um seinen Abschied einzureichen.

In einem eigenhändigen Brief beschwor am 23. September 1913 der Thronfolger den General zu bleiben. „Die Gründe, die mich bewegen, dieses Opfer von Ihnen, lieber Baron Conrad, zu erbitten, sind erstens, daß es einen merkwürdigen Eindruck machen würde, wenn Sie jetzt so bald wieder ihren Posten an meiner Seite verlassen würden, wo die ganze Welt weiß, mit welcher Schwierigkeit ich Sie das zweitemal angesichts der Kriegsgefahr bei Seiner Majestät erbeten habe. Man würde daran viele Kommentare knüpfen, die weder in Ihrem noch in meinem Interesse liegen. Zweitens wurden Sie jetzt von Kaiser Wilhelm eingeladen und so geehrt, daß jetzt ein Verlassen Ihrer Stellung auch nicht möglich ist . . .“

Conrad blieb: „Die harten Worte, welche Eure Kaiserliche Hoheit anlässlich des Falles Redl in nur zu begreiflicher Erregung über diesen einzig dastehenden Verbrecher gegen mich und gegen den unter meiner Leitung stehenden Generalstab wendeten, haben mich schon damals veranlaßt, Eure Kaiserliche Hoheit zu bitten, mich durch einen anderen General zu ersetzen . . . Die ungnädigen Worte Eurer Kaiserlichen Hoheit sowohl in Chotowin als am Manöverfeld und der Umstand, daß Eure Kaiserliche Hoheit die auf die Unterbrechung und Abänderung der Manöver bezüglichen Verfügungen mit voller Ausschaltung meiner Stellung, beziehungsweise meiner Person zu treffen geruhten, erschien mir nun ein deutlicher Fingerzeig, daß meine Rolle ausgespielt und für mich der Moment gekommen ist, aus dem Dienst zu scheiden. Ich war ohne die geringste Verbitteung bereit und entschlossen, weil ich sehr gut einsehe, daß für jeden General endlich der Zeitpunkt kommt, wo er im Interesse des Dienstes durch eine jüngere Persönlichkeit ersetzt werden muß, und weil ich seit jeher das Gefühl hatte, daß meine Kräfte und meine Leistungen seit jeher überschätzt werden, ein Gefühl, das mich geradezu bedrückt . . .“

Noch einmal kam es zu einem heftigen Zusammenstoß zwischen Thronfolger und Generalstabschef in Gegenwart deutscher Offiziere bei der Völkerschlachtfeier in Leipzig, die, wie Conrad schreibt, den Eindruck erweckte, als habe man vergessen, daß Österreich damals den Oberbefehl geführt habe.

Der Bericht des Grafen Czernin

Ein Bericht des österreichisch-ungarischen Botschafters in Bukarest des Grafen Czernin vom 11. März 1914 schildert nicht nur die Unverläßlichkeit Rumäniens, dessen auswärtige Vertreter gar nicht gegen den König zu handeln glauben, wenn sie sich für die Tripleentente einsetzen, sondern er umreißt mit wenigen Strichen die Rolle aller Herrscher des deutschen Gebüts, die sich die Völker des Ostens auf ihre neuen Throne geholt hatten, um gewissenhafte Verwalter ihrer jungen Staaten zu haben.

„Seine Majestät (Carol I. von Hohenzollern) ist älter als seine Jahre. Gegen den Strom zu schwimmen ist nicht mehr sein Verlangen, die vorjährige hostile Stimmung gegen ihn — er wurde ganz allgemein als Ausländer und Verräter am Volke bezeichnet —, diese Stimmung hat ihn erschreckt, und er traut sich nicht mehr gegen das Volksempfinden aufzutreten. Ein Monarch, der allzu ängstlich lauscht, was das Volk schwätzt, beweist aber damit immer, daß er mehr getrieben wird, als er selber führt. Der König fühlt, daß ein offenes Einbekenntnis zu einer austrophilen Politik . . . zu einer Kraftprobe werden würde zwischen ihm und seinem Volke, und diese Kraftprobe scheut er, und freiwillig wird er sich ihrer sehr ungern unterziehen.“

Am 22. Juni 1914 meldete Czernin nach Wien: „ . . . Seit vorigem Jahre . . . hat sich hier, wie auch an manchen andern Stellen Europas, der

feste Glaube eingebürgert, daß die Monarchie ein dem Untergang und der Auflösung verfallener Körper ist, daß wir bei der Aufteilung der Türkei nichts geerbt haben als ihr Schicksal, daß mit andern Worten in nächster Zeit die habsburgische Monarchie zur europäischen Auktion gelangen wird. Hier setzt die französische und russische Wühlarbeit ein . . .“

Manöver in Bosnien

Als sich der Thronfolger vor seiner Abreise zu den bosnischen Manövern beim Kaiser in Schönbrunn abmeldete, berichtete er, wie der deutsche Kaiser, den er im Auftrage Franz Josephs gefragt hatte, ob Österreich sich in Hinkunft unbedingt auf Deutschland verlassen könne, dieser Frage ausgewichen sei. Als Franz Joseph erwähnte, daß Kaiser Wilhelm wohl schon auf seiner Nordlandreise sei, bemerkte der Thronfolger, daß ihm eine Seereise auch lieber wäre als die Fahrt nach dem heißen Bosnien, da er die Hitze scheue. Der Kaiser stellte dem Erzherzog Reise oder Absage anheim, aber Franz Ferdinand entschied sich für die Reise, bei der seine Gemahlin, die zur Herzogin von Hohenberg ernannte Gräfin Chotek, zum erstenmal an seiner Seite bei einer offiziellen Fürstenreise auftreten sollte.

Es gehörte Mut zu solchem Entschluß. Serbische Attentäter hatten in vier Jahren fünf Anschläge auf bosnische und kroatische Vertreter der Regierung verübt. Der Thronfolger selbst war vor einigen Jahren Zeuge des Attentates auf den spanischen König gewesen. Er wußte, daß man auf Fürsten Jagd machte und auch nicht vor Frauen, wie die Kaiserin Elisabeth, zurückschreckte, deren Attentäter vor Freude die Stufen des Schafottes hinauftanzten wollte.

Der russische Revolutionär Netschajew hatte in den Sechzigerjahren, auf die Frage, welche Mitglieder des Zarenhauses man vertilgen müsse, geantwortet: das ganze große Responsorium, also alle im Kirchengebet genannten Mitglieder des Hauses Romanow. Es war, als gehörten die Fürsten einer jener aussterbenden Rassen an, die mitleidlos gejagt und ausgerottet werden von den neuen Menschen, die in ihr Gebiet eingedrungen sind. Die Griechen hatten in ihren Tragödien den Untergang der alten Herrschergeschlechter dargestellt, aber diese, unsere Zeit, die den gleichen Untergang erlebt, ist sich noch nicht klar geworden über die Weltwende.

Dem russischen Militärattaché in Belgrad schien es bedenklich, daß die Herren von der Schwarzen Hand, der Oberst im Generalstab Dragutin Dimitrijević und der Major Vojan Tankosić, unter den Serben aus Bosnien und aus Kroatien, mit denen sie „arbeiteten“, auch Leute hatten, die mit politischen Emigranten aus Rußland verkehrten. Einem von ihnen, einem gewissen Caćinović, hatte ein russischer Kommunist namens Leo Trotzki in der Schweiz das Vorwort für eine politische Broschüre geschrieben. Die Zusammenarbeit mit solchen Leuten fand der Attaché Oberst Artamanow sehr bedenklich, ja gefährlich.

Die serbischen Gymnasiasten aus Bosnien, die von den Offizieren in Belgrad über die Grenze geschickt worden waren, um am Veitstag den österreichischen Thronfolger in Sarajevo mit Bomben und Schüssen zu empfangen, hatten auf der Belgrader Militärschießstätte im Topčider Schießen und Bombenwerfen gelernt, der serbische Kronprinz hatte sie dort gesehen, er hatte sich nicht über die Zivilisten auf einer Militärschießstätte gewundert, ja er hatte sogar mit ihnen ein paar recht unverfängliche Worte gesprochen. Diese jungen Verschwörer hatten im Verband „Vereinigung oder Tod“ geschworen, den Auftrag zu erfüllen und über die Auftraggeber zu schweigen, und damit ihnen dies leichter falle, hatte man ihnen Gift mitgegeben.

Daß man allein auf die Verschwiegenheit der Toten bauen kann, mußte Dragutin Dimitrijević-Apis selbst erfahren, den die Feindeskugeln verschont hatten und die serbischen Kugeln vom Leben zum Tode gebracht haben, als im Jahre 1917 der Zar gefangen, der russische Generalstab machtlos und ein Sonderfrieden Serbiens mit der österreichisch-ungarischen Monarchie in greifbare Nähe gerückt war. Die Anzahlung auf ihn sollte die Hinrichtung des Apis sein.

Montenegro und Serbien waren damals besetzt, Albanien war gefallen, der Zar war gestürzt, der russische Generalstab, der Apis hätte schützen können, war entmachtet, Jugoslawien mußte trachten, mit dem siegreichen Nachbar in ein Gespräch zu kommen, das man so hätte beginnen

können: Ihr habt die Attentäter von Sarajevo, wir haben den Anstifter bestraft.

Man war zu voreilig gewesen. Das Geschick sollte sich noch einmal wenden, der Kronprinz, der Apis zum Schweigen brachte, sollte König des geeinten Jugoslawien werden, aber der tote Apis holte sich den König 1934 in Marseille. Damals hatte Europa keine Zeit lange aufzuhorchen, es drängte so viel zu Entscheidungen, die alle von jenen Schüssen von Sarajevo eingeleitet worden waren. Der Tote von Sarajevo, der nie Monarch geworden war, hatte die Monarchien mit sich in sein Grab genommen.

Im Jahre 1953 nahm ein Gericht in Belgrad den Prozeß gegen Apis wieder auf. Man stellte fest, daß er in Saloniki zu Unrecht verurteilt worden sei. Apis, der den König macht und den des Königs Sohn hinrichten läßt, ist der Held für einen Staat, der sich vom Königtum losgesagt hat.

Veitstag in Sarajevo

Aber wir sind den Ereignissen vorausgeeilt. Der österreichisch-ungarische Thronfolger fuhr auf dem Seeweg, die Herzogin auf dem Landweg nach Sarajevo. Der Erzherzog wohnte den Manövern bei und ging auch eines Abends mit der Herzogin in den Bazar. Die Verschwörer blieben ihnen auf den Fersen, aber sie schossen nicht, denn ihr Opfer sollte am Veitstag fallen. Es sollte der erste Veitstag im befreiten und fast vereinten Serbien sein, der auch in Brünn durch ein großes allslawisches Sokolfest begangen wurde. Im Jahre 1389, am Veitstag, am 28. Juni, vor 425 Jahren also, hatten die Serben an die siegreichen Türken auf dem Amselfeld die Freiheit verloren. Nun sollte das goldene Kreuz der erhabenen Freiheit wieder erstrahlen.

Am Veitstag fuhr der Erzherzog mit der Herzogin von dem Badeort Ilidze unter dem Donner der salutschießenden Batterien in das Rathaus von Sarajevo. Die Verschwörer waren den Weg entlang aufgestellt. Eine Bombe wurde geworfen, sie fiel auf das zurückgeschlagene Verdeck des Wagens des Erzherzogs, ihre abspringende Kapsel verletzte die Herzogin leicht am Halse, dann explodierte die Bombe vor dem nachfolgenden Wagen und verwundete einen Oberstleutnant schwer; auch der dritte Wagen in der Reihe bekam noch etwas ab. Nach einem kurzen Halt wurde weitergefahren. Der Bombenwerfer, der über die Kaimauer gesprungen war, wurde festgenommen.

Die Herzogin ging in den Oberstock des Rathauses, wo sie von den türkischen Frauen in ihren bunten Trachten empfangen wurde. Sie trat hier, kurz vor ihrem Ende, zum erstenmal wie eine Landesmutter auf, sie war beherrscht, sie schien den Anschlag vergessen zu wollen.

Im Erdgeschoß berieten der Erzherzog, sein Gefolge, der Landeschef und der Bürgermeister, was jetzt zu geschehen habe. Feldzeugmeister Potiorek erwiderte auf die Frage des Erzherzogs, ob das nun mit den Bomben so weitergehen werde, er sei überzeugt, daß nichts mehr geschehen werde. Der Erzherzog bestand darauf, den verwundeten Oberstleutnant von Merizzi im Spital zu besuchen. Die Herzogin, die aus dem Oberstock zurückkam, bat, ihren Gemahl auch auf dieser Fahrt begleiten zu dürfen. Die Route wurde festgelegt, aber der aufgeregte Bürgermeister hielt sie nicht ein, sein Wagen wich von ihr ab, man merkte es, die Kolonne stockte und in diesem Augenblick sprang der Gymnasiast Princip vor und gab drei Schüsse ab, die trafen. Als der Wagen mit dem Erzherzog und der Herzogin im Konak eintraf, war beiden nicht mehr zu helfen.

Erste Reaktionen

Als Franz Joseph die Nachricht überbracht wurde, murmelte der Kaiser in Ischl hinter dem Schreibtisch des kleinen Zimmers vor sich hin: Entsetzlich! Der Allmächtige läßt sich nicht herausfordern! Eine höhere Gewalt hat wieder jene Ordnung hergestellt, die ich leider nicht zu erhalten vermochte.“ Der Kaiser hatte dem Thronfolger weder die unebenbürtige Heirat, noch die eigene Militärkanzlei und das Dreinreden in Regierungsfragen verziehen. Der Hof hielt sich daran und zeigte bei der Beerdigung der beiden Toten in Wien und in Artstetten, daß man nichts vergessen hatte.

Als dem österreichisch-ungarischen Botschafter, dem Grafen Szögyényi, in Berlin kondoliert wurde, sagte der Ungar: „Als Christ wie als ungarischer

Edelmann beweine ich das Schicksal des Erzherzogs und seiner edlen Gemahlin. Politisch aber sehe ich in dem Ausscheiden des Thronerben eine gnädige Fügung der göttlichen Vorsehung. Sein leidenschaftlicher Charakter, sein Haß gegen die Madjaren, seine blinde Vorliebe für Tschechen und Südslawen, sein outrierter Klerikalismus hätten zu schweren Erschütterungen führen können. Nach außenhin wäre er kein bequemer Bundesgenosse für Deutschland geworden. Requiescat in pace!“

In Italien traf einige Tage nach dem Attentat den von Conrad so hochgeschätzten und zum Dreibund stehenden Generalstabschef Pollio der Schlag.

In Kiel wollte der deutsche Kaiser anfangs die Regatta nicht unterbrechen, da er gute Chancen hatte, den von ihm selbst ausgesetzten Preis zu gewinnen. Bethmann-Hollweg, der deutsche Außenminister, war der Ansicht, daß das Verbrechen von Sarajevo das eine Gute habe, es werde durch seine Abscheulichkeit dem Zaren die Serben gründlich vereckeln.

Ultimatum an Serbien

Unter dem Vorsitz des Ministers des k. u. k. Hauses und des Äußeren trat am 7. Juli 1914 in Wien der Ministerrat für Gemeinsame Angelegenheiten zusammen. Einleitend wies Berchtold darauf hin, daß die Besprechungen in Berlin zu einem sehr befriedigenden Resultat geführt haben, da sowohl der Kaiser wie Bethmann-Hollweg für den Fall einer kriegerischen Komplikation mit Serbien die unbedingte Unterstützung Deutschlands zugesagt haben. Rußland treibe eine Politik auf lange Sicht, es strebe die Einigung aller Balkanstaaten unter seiner Führung an, und dem könne man nur durch einen Angriff auf Serbien zuvorkommen. Der ungarische Ministerpräsident Graf Tisza warnte vor einem überraschenden Angriff auf Serbien, weil man den ganzen Balkan dadurch gegen sich aufbringen könne. Ferner sei er gegen jegliche Annexion serbischen Gebietes. Tisza sah nur Serbien und Rumänien, er, wie auch die andern Minister, weigerten sich förmlich an Rußland zu denken. Tisza stellte noch fest, daß allein die Monarchie, nicht aber Deutschland zu entscheiden habe, ob man gegen Serbien vorgehen solle oder nicht.

Darauf gab Berchtold zu bedenken, ob man nicht durch dieses ewige Hin und Her, durch diese ständigen halben Maßnahmen so viel an Ansehen verlieren werde, daß man dann auf einmal nicht mehr auf die jetzt noch unbedingt zugesagten deutschen Unterstützungen werde rechnen können.

Als darauf hingewiesen wurde, daß der Landeschef von Bosnien, der Feldzeugmeister Potiorek für Krieg gegen Serbien sei, brauste Tisza auf: Der Landeschef möge ein guter Soldat sein, von Zivilverwaltung und politischer Führung verstehe er gar nichts, sonst hätte es niemals vorkommen können, daß sich sechs oder sieben polizeibekannte Gestalten auf der Route des Erzherzogs aufstellen und unbeobachtet mit Bomben und Pistolen den Erzherzog erwarten können.

Auf Tisas Weigerung, einer Strafexpedition zuzustimmen, für die übrigens schon viel zu viel Zeit verloren gegangen war, erwiderte Kriegsminister Krobatin, daß sowohl der japanische wie auch die Balkan-Kriege ohne Kriegserklärung begonnen haben. Das beste wäre, heimlich zu mobilisieren, und dann eine Sommation an Serbien zu richten.

Der Kriegsminister Feldzeugmeister von Krobatin stellte an den Chef des Generalstabes drei Fragen; einmal ob es möglich sei, nur gegen Serbien, und dann später erst, wenn notwendig, gegen Rußland anzutreten, dann, ob man zur Einschüchterung Rumäniens Truppen stehen lassen müsse, und schließlich, ob man den Kampf gegen Rußland aufnehmen müsse.

Der Chef des Generalstabes erwiderte, es sei möglich, gegen Serbien zu mobilisieren, und dann, wenn es notwendig wäre, auch gegen Rußland, wenn man etwa bis zum fünften Mobilisierungstag das Eingreifen Rußlands erführe. Was Rumänien anlange, könne man zusätzlich zu den gegen Serbien aufgestellten Korps zwei gegen Rumänien aufstellen, aber man möge sich klar darüber sein, daß dies von Rumänien als Provokation aufgefaßt werden könne. Träte aber Rußland als Gegner auf, dann sei es der Hauptgegner, gegen den man alle Kräfte ansetzen müsse, gegen Serbien hätte man dann nur zwei Armeen zur Verfügung.

Als Graf Hoyos, der für Berchtold in Berlin unterhandelt hatte, versicherte, er habe in Berlin die Ansicht vertreten, das Oesterreich alle Kräfte gegen den Balkan einsetzen und Deutschland Rußland auf sich nehmen müsse, bemerkte Conrad, daß darüber bestimmte Abmachungen zwischen den Generalstäben getroffen worden seien.

Man wollte noch das Ergebnis der gerichtlichen Untersuchung abwarten, damit man mit seinem Ultimatum an Serbien vor den Augen der ganzen Welt gerechtfertigt dastehe. Aber man bedachte nicht, daß die Zeit, die damit verging, den Mord kleiner und die Kriegsdrohung bössartiger erscheinen ließ.

Am 10. Juli kam Nicola von Hartwig, der russische Botschafter in die Wohnung des österreichischen Gesandten Feldmarschalleutnant von Giesl in Belgrad und protestierte gegen die Unterstellung, er wäre nicht in Gala und obendrein noch zu spät beim Requiem für Erzherzog Ferdinand in der Kapelle der österreichischen Gesandtschaft erschienen, er hätte am gleichen Tag ein Festdiner gegeben und die Fahne nicht auf Halbmast gesetzt, weshalb man ihn aufgefordert habe, sich in Petersburg zu rechtfertigen. Gesandter Giesl versuchte den aufgeregten Botschafter zu beruhigen: Die Luft schwirre voll unsinniger Gerüchte. Eine Belgrader Zeitung behauptete, Prinzip sei der Sohn der Gräfin Lonyay, der ehemaligen Kronprinzessin Stephanie, der Franz Ferdinand umgebracht habe, weil dieser Erzherzog seinen, Prinzips Vater, Rudolf in Mayerling ermordet habe. Ein gefälschter Brief der Gräfin Lonyay an Prinzip, denn Principe heiße wohl Fürst, werde von der Zeitung abgedruckt. Der russische Botschafter wollte etwas erwidern, er griff nach seinem Herzen und brach zusammen; ehe Ärzte herankamen war er verschieden.

In Belgrad hieß es, Hartwig, der Schutzherr und Fürsprecher des serbischen Volkes sei von dem österreichischen General vergiftet worden. Hartwigs Begräbnis in Belgrad war feierlich, das Schweigen über der Stadt war drohend.

In Wien überlegte man, wann man das Ultimatum absenden solle, man wünschte das Ergebnis der Gerichtsverhandlungen in Sarajevo und die Einbringung der Ernte abzuwarten. Conrad warnte vor solchen Verzögerungen, die dem Feinde zu Gegenmaßnahmen Zeit ließen, man könne die eigenen Vorbereitungen nicht so geheim halten. Dann müßten diese Vorbereitungen eben unterbleiben, wurde entschieden. Conrad warnte: Im Jahre 1908 wäre es ein Spiel mit aufgelegten Karten gewesen, 1912 noch ein Spiel mit Chancen, j e t z t sei es ein va banque-Spiel.

Am 20. Juli erschien der Präsident der Französischen Republik P o i n c a r é am Zarenhof. Die Marseillaise ertönte n e b e n der Zarenhymne.

Am 23. Juli wurde das österreichisch-ungarische Ultimatum — das nach Berchtolds Ansicht kein Ultimatum, sondern nur eine Androhung des Abbruches der Beziehungen sein sollte, — in Belgrad überreicht. Am 25. Juli wurde in Rußland die Kriegsvorbereitungsperiode angeordnet und am gleichen Nachmittag hieß es in Belgrad, es sei ein Telegramm des Zaren eingetroffen, das anweise, man möge die Forderungen der Monarchie ablehnen, der Zar stelle sich mit ganzer Kraft hinter Belgrad. Daraufhin gab die serbische Regierung fast in allen Punkten der österreichischen Forderung nach, nur in jenem nicht, der die Teilnahme der österreichischen Organe an der Untersuchung des Attentates in Belgrad forderte.

„Eine brillante Leistung für eine Frist von bloß 48 Stunden“, lobte Kaiser Wilhelm die serbische Regierung“, das ist mehr, als man erwarten konnte. Giesl hätte ruhig in Belgrad bleiben sollen, daraufhin hätte i c h keine Mobilmachung befohlen.“

Die Völker Europas ziehen jubelnd in den Krieg

An diesem Tage unterzeichnete Franz Josef den Mobilmachungsbefehl für acht Korps gegen Serbien, weil Giesl die v o l l s t ä n d i g e Annahme verlangt und nach der unvollständigen serbischen Antwort aus Belgrad abgereist war.

Am 28. erging an Serbien die Kriegserklärung, nachdem man fälschlich gemeldet hatte, daß die Serben mit den Feindseligkeiten begonnen hätten.

England schlug eine Viererkonferenz von Frankreich, England, Deutschland und Italien vor, die zwischen Österreich und Serbien vermitteln sollte. Man empfahl Wien die Vermittlung anzunehmen. In Petersburg versuchte Wilhelm den

Zaren zur Zurücknahme der Vorbereitungen zu bewegen, aber der Zar konnte sich nicht mehr gegen seinen Kriegsminister durchsetzen.

Am 30. Juli erfolgte die Mobilmachung der russischen, am 31. Juli die der österreichischen Armee.

Am 1. August erklärte Deutschland Rußland den Krieg und Frankreich verkündet, Rußland gegenüber seine Bündnispflicht erfüllen zu wollen. Daraufhin erklärt das zu einem Zweifrontenkrieg gezwungene Deutschland an Frankreich den Krieg, worauf sich Italien am 4. August für neutral erklärt und es Frankreich ermöglicht, die gegen Italien bereitgestellten Truppen nach Norden zu verschieben. Deutschland, das schnell mit Frankreich fertig werden wollte und mußte, ersuchte Belgien und Luxemburg um Durchmarscherlaubnis und begann, obwohl sie Belgien verwehrte, einzumarschieren, worauf ihm Belgien und dann England den Krieg erklärten.

Dann folgten die Kriegserklärungen einander, denen sich als vorläufig letzte die von Japan anschloß.

Am 4. August konnte die *Revue des Deux Mondes* in Paris schreiben, der Krieg sei unter Bedingungen erklärt worden, wie man sie sich günstiger hätte nicht träumen lassen können. Wenn eine gütige Fee erschienen wäre, und gesagt hätte: der Krieg ist sicher, unausweichlich und nahe bevorstehend, wie zieht ihr es vor, ihn zu führen, so hätte man keine besseren Umstände als diese nennen können, da Rußland der Verbündete, England der Freund und Italien die lateinische Schwester ist.

Als Bülow nach der Kriegserklärung in Berlin mit dem Außenminister Bethmann-Hollweg zusammentraf, fragte er ihn: „Nun sagen Sie mir bloß, wie das gekommen ist?“ Bethmann hob seine langen Arme gegen den Himmel und sagte mit dumpfer Stimme: „Ja, wer das wüßte.“

Wie es gekommen war? Es war nur e i n e Macht, die dauernd angriff, die sich ständig nach Westen vorschob und unter deren Schutz die Balkanvölker gegen die Türkei und gegen Österreich vorstießen. Deutschland hatte sie nicht sehen wollen. Der Kaiser hatte in seiner Reklamesprache verkündet: Deutschlands Zukunft liegt auf dem Wasser! Mit Volldampf voran! Völker Europas, wahrt eure heiligsten Güter!

Auf den Bericht des Fürsten Lichnowsky im Jahre 1912 über seine Unterredung mit Lord Haldane über das Gleichgewicht der Kräfte, auf dem England bestehen müsse, hatte Wilhelm, die Randbemerkungen Friedrichs des Großen nachahmend, geschrieben: Kampf der Gallo-Slawen gegen die Germanen! Endkampf der Slawen und Germanen! — eine Formulierung, vor der Conrad einigemal gewarnt hatte, da die österreichisch-ungarische Armee mehr Slawen als Deutsche gegen den Feind zu führen hatte.

Die Völker Europas zogen jubelnd in jenen Krieg, der die Entmachtung dieses Erdteiles einleitete. Es schien ihnen, als sei der seit Jahren lastende Druck von ihnen genommen. Man jubelte und jauchzte in Paris, London, Berlin, Wien und Petersburg. Man glaubte, wie es General Bernhardi geschrieben und Bethmann Hollweg dargelegt hatte: Das die Luft reinigende Gewitter werde höchstens ein Vierteljahr dauern und nachher werden sich Deutschland, Frankreich und England zu einer Gruppierung gegen das barbarische, die europäische Zivilisation bedrohende Rußland, zusammenschließen.

Auch ich, ein kleiner österreichisch-ungarischer Artillerieleutnant, zog mit eingegipstem Fuß hinaus, weil ich fürchtete, der Krieg könnte zu Ende sein, ehe mein in der Mobilsierung durch einen Sturz mit dem Pferd gebrochener Fuß geheilt sei. Anfang September geriet ich verwundet in russische Gefangenschaft und das erste Wort, das mir von einer Schwester auf dem russischen Verbandplatz übersetzt wurde, war die Vorhersage des Arztes, der meine Wunde untersuchte: „Nach dem Kriege werden wir in Rußland Revolution haben.“

Und als ich das ein Vierteljahr später einem andern russischen Arzt erzählte, sagte der: „Das glauben wir auch. Wer hier in dem Land etwas taugt, ist 1906 eingesperrt gewesen. Dann haben wir Frieden mit dem Staat gemacht. Er hat Anleihe über Anleihe aufgenommen, er hat Bahnen gebaut und er hat gerüstet. Und jetzt kommen wir nicht einmal über die Karpaten. Das ist ein fauler Staat.“ Dreimal blieben die großangelegten russischen Offensiven liegen, ohne die weitgesteckten Ziele erreicht zu haben, 1914 in den Karpaten, 1916 in Ostgalizien und 1917 nicht allzu weit vor der Ausgangsstellung. Jedesmal war die Erzeugung hinter dem

Munition- und Materialverbrauch zurückgeblieben. Dies ist der wirkliche und wahre Grund der Fünfjahrespläne und der Technisierung Rußlands nach der Revolution. Du kannst nicht gegen den Westen Krieg führen, du kannst ihn nicht besiegen, wenn du nicht über seine Technik verfügst. Die beiden russischen Revolutionen von 1905 und 1917 sind Töchter von Niederlagen, gehen auf den gekränkten Stolz eines Volkes zurück, das sich zu einer weltweiten Aufgabe berufen sieht, gleichviel, ob unter dem Zeichen des Kreuzes oder unter dem des Sowjetsternes.

Es war einmal ein Staat . . .

Die alte Kaiserstadt am Bosphorus, zu deren Gewinnung Rußland aufgebrochen war, liegt heute verlassen fast zwischen den Fronten. Die Hagia-Sophia ist keine Moschee mehr und keine Kirche wieder, sondern ein Museum. Die Schilder mit den Koransprüchen in den vier Konchen unter der Kuppel sind entfernt, die vier Evangelistensymbole sind wieder frei. An die Stelle des entmachteten Europa sind die Vereinigten Staaten von Amerika getreten, die nun den Westen bilden und die den ersten und den zweiten Weltkrieg entschieden haben, den ersten zu Gunsten von Frankreich und England, den zweiten zu Gunsten von

Rußland. In dieser großen Welt bedeutet die Stadt am Bosphorus wenig, denn in ihr ist das Mittelmeer ein kleines Binnenmeer geworden. Die Länder werden nach dem Uran gewogen.

Es war einmal ein Staat, der im Herzen des Abendlandes lag, dessen Grenzen Gebirge waren und der wie von Gott zu einer gewachsenen Einheit bestimmt war. Der äußeren Einheit entsprach die innere Vielfalt, die eines Tages zur Zwietracht wurde und die alle Völker dieses Staates untereinander entzweite, sie nach innen schwächte und nach außen entmachtete. Sein alter Monarch wollte seinem Reich und der Welt den Frieden bewahren und brachte dadurch den Krieg über die Welt. Weil er das Gute wollte, redete man ihm das Schlechte nach, weil er den Krieg verabscheute, zerstörte er den Frieden. Weil er sich zu keiner Tat entschließen konnte, versäumte er jede gute Gelegenheit und zog seinen Bundesgenossen mit hinein in diese unselige Verstrickung. Wie man aber ihn und seinen Bundesgenossen als die beiden allein Schuldigen an dem Unglück, das über Europa gebracht worden ist, erklären konnte, scheint einem kaum faßbar. Daß aber diese Erklärung auch den zweiten Krieg nach sich zog, wird man heute wissen.

Der erste Weltkrieg

Seine Behandlung in ausländischen Schulgeschichtsbüchern — eine Auslese

Die Entwicklung der politischen Verhältnisse zwischen 1908 und 1914 in Bosnien und Herzegowina

Aus dem VI. Kapitel „Die südslawischen Völker der zweiten Hälfte des 19. und zu Anfang des 20. Jahrhunderts“ in: FUAD SLIPICEVEC: „Istorija Narodna Federativne Narodne Republika Jugoslavije“ (Geschichte der Völker der Föderativen Volksrepublik Jugoslawien mit Grundlagen der allgemeinen Geschichte-Neuzeit 1879—1914), Verlag Svyetlost, Sarajevo, 1952, 2. und erweiterte Auflage (Lehrbuch für die Oberklassen der Gymnasien und für die Mittleren Fachschulen), S. 212—215.

Nach der Annexion kam es in Bosnien und der Herzegowina zu wichtigen Veränderungen und politischen Umgruppierungen. Die Bevölkerung forderte schon seit langem die Abschaffung des kolonialen Verwaltungssystems. Das war nicht leicht, da sich dem die kapitalistischen Kreise sowohl Österreichs als auch Ungarns widersetzen. Die Regierung mußte jedoch wegen ihrer Eroberungspläne etwas tun. Durch kaiserliche Proklamation vom Februar 1910 wurde die „Landesverfassung“ (Statut) für Bosnien und die Herzegowina verkündet. Auf Grund dieses Statuts wurde die Landesversammlung, der Sabor, eingerichtet, der nach einem komplizierten und reaktionären System gewählt wurde. Das Volk wurde in drei Stände eingeteilt. Die reichen Grundbesitzer und die Bourgeoisie mit den Intellektuellen bildeten die erste Wahlkurie, in der zweiten waren die übrigen Bürger und in der dritten die Bauern. Außerdem stimmten die Angehörigen der einzelnen Religionen getrennt. Die Landesregierung war auch weiterhin verfassungsmäßig nicht dem Sabor verantwortlich, und ihre gesetzgebende Tätigkeit war völlig eingeschränkt. Bosnien und Herzegowina verblieben somit weiter in ihrer untergeordneten und kolonialen Stellung, es wurde nur ein Pseudoparlamentarismus eingeführt.

Mit der Einführung des Statuts erreichte die Besatzungsmacht ihr Ziel. Sie zerschlug die Einheit der serbischen politischen Bewegung und die Zusammenarbeit zwischen Serben und Mohammedanern. Der Konflikt brach mit der Frage der Verabschiedung eines Gesetzes über die Ablieferungspflicht der Pächter aus. Zu dieser Frage nahm Peter Kocic und seine Gruppe im Sabor energisch Stellung. Daß der serbische Bauer zu einer großen politischen Kraft geworden war, zeigte die revolutionäre Massenbewegung unter den Bauern der bosnischen Posavina (Save-Gebiet) im Jahre 1910. Die Bauern selbst bezeichneten diese Bewegung als „Streik“. Ziel dieses Bauern„streiks“ war, die Abgabe eines Drittels an die Landbesitzer abzuschaffen, die noch übriggebliebenen Feudalverhältnisse zu beseitigen und das Regime zu einer Radikallösung der Agrarfrage zu zwingen. Die Bauern erhoben sich und zündeten die Maisscheuern der Bega (mohammedanische Großgrundbesitzer) an. Die Bauernbewegung wurde mit Gewalt unterdrückt.

Im bosnischen Sabor nahmen die Vertreter der serbischen Stadtbevölkerung eine offen reaktionäre Haltung ein. Sie forderten eine positive Zusammenarbeit mit Wien und die Konsolidierung der zunehmend verschärften Verhältnisse in Bosnien und der Herzegowina. Die politisch aktivste Gruppe um die Zeitung „Narod“ (Volk) stand gegen die österreichisch-ungarische Macht, war aber nicht mit der bäuerlichen nationalrevolutionären Bewegung solidarisch. Die Taktik der Besatzungsbehörden, die Agrarfrage durch eine freiwillige Ablieferung anstelle der Pflichtablieferung zu lösen, bedeutete ein politisches Mittel, um die Mohammedaner zu gewinnen. Nach 1911 stand der überwiegende Teil der mohammedanischen politischen Vertreter offen auf Seiten der Besatzungsmacht. Die Gruppe Stadler blieb weiterhin die sicherste Stütze für den österreichischen Klerikalismus, während die Gruppe der „Zajednicara“ (Zusammenarbeit) bereit war, die Besatzungsmacht zu stützen. Mit dieser Gruppierung gelang es der Regierung, im Sabor die Mehrheit zu erhalten.

Die gewaltigen historischen Veränderungen auf der Balkanhalbinsel, die durch die Balkankriege hervorgerufen wurden, hatten in Bosnien und der Herzegowina starke politische Erschütterungen zur Folge. Die Siege der serbischen Armee verliehen Aussicht auf eine baldige Befreiung und hoben das Selbstbewußtsein der serbischen Bevölkerung. Hierdurch fühlte sich die österreichisch-ungarische Macht bedroht. Zur Zeit der sogenannten Skutari-Krise im Jahre 1913 wurde jegliche Tätigkeit von rund 300 verschiedenen serbischen Gesellschaften verboten. Die mohammedanische Bevölkerung war durch diese Ereignisse überrascht und völlig verwirrt. Das Regime des Generals Potjorek begann mit Methoden der Einschüchterung und Bestechung zu herrschen. Alles dies rief in der Bevölkerung noch größere Erbitterung hervor.

Das „Junge Bosnien“

Die bürgerlichen Politiker konnten dem Gewaltakt der Annexion keinerlei ernste Hindernisse entgegenstellen. Daher fand die Auflehnung der Jugend Ausdruck im Beitritt zu nationalrevolutionären Organisationen. Die junge Generation, die aus den Reihen des Kleinbürgertums und des armen Bauerntums stammte, beschloß, im Kampf um die

nationale Befreiung und Einigung neue Methoden anzuwenden. Diese serbische Jugend, die größtenteils noch vor der Abschlußprüfung in der Schule stand, wurde nach 1908 ungeduldig. Ihre erste Protesthandlung war das Attentat, das der Student Bogdan Zerjic auf General Varesanin, den Landeschef, verübte, als dieser im Jahre 1910 gerade von der feierlichen Eröffnung des bosnischen Sabors zurückkehrte. Der junge Attentäter beging dabei Selbstmord. Bogdan Zerajics Tat und Opfer bedeuteten „die konstituierende Versammlung des Jungen Bosnien, die Aufstellung und Anwendung seines Programms“. Das selbständige Auftreten der Jugend war die logische Folge des Verrats der Bourgeoisie, der fehlenden Organisation im Bauerntum und der Unfähigkeit der Arbeiterbewegung, revolutionäre Kampfmethoden anzuwenden. Die junge politische Generation forderte eine revolutionäre Aktion und trat mit ihrem Programm hervor. Ideologe und Theoretiker des Jungen Bosnien wurde der energische Vladimir Gacinovic. Aber auch er war nicht in der Lage, der Gesellschafts-problematik in Bosnien und der Herzegowina eine theoretische Deutung zu geben. Seine Artikel waren eher Aufrufe zu aktivem Auftreten nach dem Muster des Bogdan Zerajic. Das Junge Bosnien sah sich dem Problem der nationalen Befreiung und Vereinigung gegenüber und griff die Idee des Jugoslawentums auf. In seinen Reihen war neben der serbischen auch die mohammedanische und die kroatische Jugend vertreten. Das Junge Bosnien hoffte, mit seiner jugoslawischen Orientierung Österreich-Ungarn leichter vernichten zu können. Bei seinem Eintritt in den revolutionären Kampf stellte es die nationale Befreiung vor die soziale. Das Problem der sozialen Befreiung, die es zweifellos ebenso wünschte, vermochte es in seinem ganzen Umfange weder zu begreifen noch abzu-sehen. Seine Einstellung zum Bauerntum und zur Arbeiterschaft war positiv. Es glaubte, daß es auch ohne deren Mitwirkung in ihrem Interesse arbeite. Das Verhältnis zur einheimischen Bourgeoisie war von Anfang an feindselig.

An den Balkankriegen nahmen viele dieser Jugendlichen als Freiwillige in der serbischen oder montenegrinischen Armee teil. Von diesem Augenblick an spürte man bei ihnen einen sehr starken Einfluß von Serbien her, und zwar von der nationalistischen Organisation „Volksverteidigung“ (Narodna Odbrana) und der geheimen Offiziersorganisation „Vereinigung oder Tod“. Auch die nationalrevolutionäre Jugend aus Kroatien übte einen Einfluß auf das Junge Bosnien aus. Das Junge Bosnien war eigentlich eine revolutionäre Jugendbewegung, die weder fest organisiert noch hierarchisch aufgebaut war. Es war eine Sammlung von Gruppen und Zirkeln mit einigen gemeinsamen Grundzügen. Darunter gab es eine engere Gruppe von Aktivisten, unter deren Einfluß eine breite

Schicht der Jugend stand. Deren Mitglieder hielten nur eine Einzelaktion für möglich, durch sie müsse man „die Moral des Volkes heben und dem Regime einen Schlag versetzen.“ Bogdan Zerajics Beispiel schuf bei ihnen einen Kult des Opfers. Unter dem Einfluß einer bestimmten Literatur und einer allgemeinen Einwirkung von außen hielten sie den Einzelterror für die einzig wirksame Kampfmethod.

Das Attentat vom Veitstag.

Für die Anwendung dieser Kampfmethod bot sich ihnen von selbst eine günstige Gelegenheit. Im Rahmen der Durchführung von Militärmanövern war ein Staatsbesuch des österreichisch-ungarischen Thronfolgers Franz Ferdinand in Sarajevo vorgesehen. Die Manöver, die Ende Juni 1914 in der östlichen Herzegowina stattfanden, hatten einen demonstrativ politischen und offen aggressiven Charakter. Schon der Besuch in Sarajevo, der für den Veitstag, einen großen serbischen Nationalfeiertag, vorgesehen war, stellte eine Provokation dar. Dies alles hatte den Sinn, jeden Geist des Widerstandes gegen die Besatzungsmacht zu brechen. Franz Ferdinand war bekannt als verschworener Feind der Freiheit und Einheit der jugoslawischen Völker und als entschlossener Anhänger der deutsch-österreichischen Eroberungspläne.

Unter diesen Umständen und dieser allgemein herrschenden Psychose ist es verständlich, daß am Ufer der Miljaca, wo der Thronfolger mit seinem Gefolge vorüberkommen sollte, im kurzen Abstand von mehreren hundert Meter mehrere junge Attentäter standen. Die Explosion von Nedjeljko Cabrinovics Bombe verfehlte ihr Ziel. Ein Offizier aus dem Gefolge des Thronfolgers wurde verwundet. Der Attentäter, der sich durch Einnehmen von Gift das Leben nehmen wollte, wurde verhaftet. Dies schreckte seine Freunde nicht ab. Als das Auto des Thronfolgers bei der Rückfahrt vom Staatsbesuch im Rathaus die Fahrt verlangsamte, um in die Straße, die vom Ufer zur Kathedrale führte, einzubiegen, trafen den Thronfolger die Schüsse aus Gavriilo Princip's Revolver tödlich. Dies war die Antwort auf die gewaltsame Bereinigung der imperialistischen Verhältnisse auf dem Balkan.

So bedeutungslos und nebensächlich dieses Ereignis auch im Gesamt-rahmen der imperialistischen Verhältnisse in der Welt war, so führte es doch unter den gegebenen Verhältnissen zum imperialistischen Kriege und war als solches eine seiner Ursachen. Angesichts der bisherigen Entwicklung und der gesellschaftlichen und politischen Verhältnisse in Bosnien und Herzegowina kannte das serbische Volk sein Ziel, zum Unterschied von unseren übrigen Völkern in der Habsburger Monarchie beim Eintritt in den ersten Weltkrieg. Dieses Ziel war die nationale Befreiung.

Sarajevo

MORAZÉ, CHARLES und WOLFF, PHILIPPE: „L'époque contemporaine 1852—1948“. Paris 1948, S. 232—235.

Von 1912 ab werden in Europa die Bande zwischen den beiden Bündnispartnern enger geknüpft. Raymond Poincaré, 1912 Regierungschef, 1913 Präsident der Republik, will in die französisch-russische Zusammenarbeit auch solche Probleme einbeziehen, die im Bündnis nicht vorgesehen sind; er ist bereit, Rußland im Balkan stärker zu unterstützen. Abkommen werden unterzeichnet. England, das einen Teil seiner Flotte in die Nordsee zurückziehen möchte, fordert Frankreich auf, seine Seestreitkräfte im Mittelmeer zu konzentrieren; dafür erwirkt Frankreich einen Plan für Zusammenarbeit der Landstreitkräfte. Sogar zwischen Engländern und Russen findet ein Gedankenaustausch statt.

Deutschland hat zwar die Türkei fest auf seiner Seite, aber das ist nicht von allzu großer Bedeutung. Trotz einer vorzeitigen Erneuerung des Dreibundes (1912) überwacht Italien, das eben seinen Krieg mit der Türkei beendet hat, aufmerksam die österreichische Expansion an der adriatischen Küste. Es willigt aber in die Unterzeichnung von Generalstabsabkommen ein. Bleibt Österreich-Ungarn: es bedarf gründlicher Unterstützung. Im Mai 1914 treffen sich die Generalstabschefs Moltke und Hötendorff und stellen fest, daß eine militärische Überlegenheit der Zentralmächte zwar vorhanden aber nicht für die Zukunft gesichert sei. In ganz Europa ist die diplomatische Aktivität vom Erlaß von Militärgesetzen und von der Verstärkung der Armeen begleitet, und die Öffentlichkeit gerät in Fieber.

Wir haben gesehen, daß Serbien aus den Balkankrisen von 1912—1913 gestärkt hervorgegangen war. Auf Serbien richten sich nun alle slawischen Hoffnungen auf Einheit und Befreiung, und besonders in Bosnien und der Herzegowina bleibt es unruhig. Eine Verwirklichung dieser Hoffnungen würde Österreich nicht nur 6 500 000 südslawische Untertanen kosten, sondern ein solcher Sieg des Nationalitätenprinzips könnte auch eine Erhebung der Tschechen, der Slowaken usw. und den Zusammenbruch des österreichisch-ungarischen Staates nach sich ziehen. Darum beobachtet die österreichische Regierung Serbien und die Geheimorganisationen, die von Belgrad aus in Bosnien und der Herzegowina tätig sind, mit Argusaugen.

Am 28. Juni 1914 besucht der Erzherzog Franz Ferdinand, der anläßlich großer Manöver nach Bosnien gekommen ist, die Stadt Sarajevo: auf dem Wege zum Rathaus entkommt er noch mit Mühe einem Attentat, aber auf dem Rückwege fallen er und seine Frau unter den Schüssen eines Bosniaken namens Princip, der Mitglied der serbischen Geheimorganisation „Schwarze Hand“ ist. Der österreichische Kanzler Berchtold will nun „das Verbrechen von Sarajevo dazu benutzen, die Rechnung mit Serbien zu begleichen“; der vollen deutschen Unterstützung sicher, arbeitet er ein sehr hartes Ultimatum aus und übergibt es der serbischen Regierung (23. Juli).

Es handelt sich dabei noch um einen begrenzten Konflikt. Aber Rußland, das sich bewußt ist, durch die Langsamkeit seiner Mobilisierung

evtl. in eine unterlegene Position zu geraten, unternimmt schon am 25. Juli „Vor-Mobilmachungsmaßnahmen“. Wird nun der gesamte Bündnismechanismus ausgelöst werden?

Serbien akzeptiert das Wesentliche des österreichischen Ultimatums. England schlägt eine Konferenz vor, Rußland versucht mit Österreich zu verhandeln. Frankreich zögert. Die sozialistische Internationale versucht sich dem Konflikt entgegenzustellen. Österreich und Deutschland nützen jedoch das Zögern aus, um die Dinge gewaltsam zu regeln und Europa vor vollendete Tatsachen zu stellen. Am 28. Juli erklärt Öster-

reich Serbien den Krieg, und Belgrad wird bombardiert. Daraufhin löst sich der Bündnismechanismus aus, trotz letzter Bemühungen seitens der Diplomaten. Der Zar erläßt am 29. Juli einen Teil- und am 31. Juli einen Generalmobilmachungsbefehl. Am 31. Juli fordert Deutschland Rußland auf, seine Vorbereitungen einzustellen und verlangt von Frankreich ein Unterpfand für dessen Neutralität. Am 1. August kommt die Generalmobilmachung in Deutschland und Frankreich. Das Unterhaus bewilligt Sir Edward Grey, der durch seine verzweifelten Bemühungen um den Frieden Neutralitätswillen bekundet hatte, am 3. August die Kredite für die Mobilisierung, während Deutschland Frankreich den Krieg erklärt.

Die Probleme werden schwieriger

TERSEN, EMILE: „Histoire contemporaine 1848—1939.“ 5. Auflage, London 1946, S. 628—30.

Anfang 1914 wird die Situation in Europa sehr ernst. Seit 1871 hatte es zweifellos eine ganze Reihe von Konfliktmöglichkeiten gegeben, aber es war fast immer gelungen, sie — nach einer mehr oder weniger langen Spannungsperiode — zu lokalisieren und zu lösen.

1914 führt die weite Ausdehnung und Verwickeltheit der Probleme, die Spaltung Europas in zwei gegnerische Blocks und der Rückgriff auf die Rüstung als Druckmittel, zu einer beunruhigenden Lage.

1. Die deutsch-englische Rivalität ist ohne Zweifel sowohl wirtschaftlich wie kolonial bedingt. Zugespitzter und schärfer wird sie auf dem Gebiet der Flottenpolitik. Tirpitz' Pläne bedrohen den klassischen Two-Powers-Standard (wonach die englische Flotte mindestens gleich stark wie die Flotten der beiden nächststarken Mächte zusammen sein muß). Seit 1908 wurden Versuche gemacht, den Schiffsbau zu beschränken. Der ernsthafteste unter ihnen, die Mission Lord Haldanes in Berlin (Februar 1912) blieb ohne Ergebnis, da England keinerlei Neutralitätsverpflichtungen im Falle eines Krieges auf dem Kontinent eingehen wollte. Diese Niederlage bewog die Londoner Regierung, sich den Regierungen in Paris und St. Petersburg stärker anzunähern.

2. Deutschland, das sich in ernsthaften Schwierigkeiten befindet, Österreich-Ungarn, das mit seinem Nationalitätenproblem ringt und besorgt ist, was nach dem Tode Franz Josephs geschehen könne, wollen ebenfalls ihr Bündnis genauer umreißen. Der Dreibund ist am 5. Dezember 1912 erneuert worden; im August 1913 legt ein österreichisch-italienisches Abkommen die Aktionsbereiche im Mittelmeer fest. Gleichzeitig wird die

Truppenzahl erhöht: die österreichisch-ungarische zum erstenmal im Juni 1912, zum zweitenmal im März 1914; die deutsche nach dem Sprung nach Agadir (Gesetz von 1912), und noch beträchtlicher nach dem Balkankrieg (Gesetz von 1913).

3. Die Triple-Entente gleicht sich diesen Bestrebungen an. Während England sich 1908 darauf beschränkte, ein „Expeditionskorps“ aufzustellen, das dazu bestimmt war, unter Umständen auf dem Kontinent zu operieren, erhöht Frankreich die Dauer der Militärdienstzeit von zwei auf drei Jahre (Gesetz vom 7. August 1913), und Rußland nimmt Ende 1913 einen umfangreichen Reorganisationsplan in Angriff. Das Verhältnis zwischen den beiden Armeen war durch ein Protokoll vom 13. Juli 1912 festgelegt worden.

Die Solidarität unter den Alliierten ist ebenfalls verstärkt worden: der Briefwechsel vom 22. und 23. November 1912 schafft für Frankreich und England einen Übergangszustand, der mehr als eine einfache Verständigung, wenn auch noch kein formelles Bündnis darstellt. Es kommt jedoch zu einer Abmachung sich zu „einigen“, wenn der Friede in Gefahr sein sollte. Poincaré hatte mehrmals seinen Willen ausgedrückt, die Klauseln der französisch-russischen Allianz genau und ehrlich zu erfüllen. Von Mai 1914 ab sind trotz gewissen Widerstrebens Unterhandlungen zwischen England und Rußland im Gange.

Schwerwiegender als alle diese Maßnahmen ist jedoch eine gewisse Kriegsbereitschaft, die sich so gut wie überall abzeichnet und übrigens eine normale Konsequenz des Wettrüstens ist.

Die europäische Krise 1914

LOUSSE, EMILE: „Diplomatique geschiedenis sedert 1792“, Leuven 1961, S. 179.

Bestimmung der Außenpolitik Kaiser Wilhelms II.

In großen Zügen war die Weiskrise 1914 eine Folge — und nicht die Ursache — der Politik Bismarcks und Wilhelms II. Durch seine Bündnispolitik wurde die Lage in Europa so angespannt, daß die Krise nur noch eine Frage der Zeit war. Die deutsche Politik war von vornherein auf einen Krieg vorbereitet. Die deutsche Außenpolitik war von Anfang an auf einen Krieg vorbereitet. Die deutsche Außenpolitik war von Anfang an auf einen Krieg vorbereitet.

Dadurch veränderte er seine Beziehungen zu Rußland und Großbritannien und vereitelte Bismarcks Hauptziel, die Isolierung Frankreichs. Die Ereignisse im Balkan bestimmten die Haltung der kleineren Staaten weitgehend. Serbien, Montenegro und Griechenland trugen schließlich die Last der unversöhnlichen Rivalität und die Türkei die Last der unversöhnlichen Rivalität. Die deutsche Außenpolitik war von Anfang an auf einen Krieg vorbereitet. Die deutsche Außenpolitik war von Anfang an auf einen Krieg vorbereitet.

Der Anteil der deutschen Politik am Kriegsausbruch

SOMERVELL, D. C.: „Modern Europe 1871—1939.“ 5. Auflage, London 1946, S. 69—80, 72—74.

(German war policy.)

Österreich konnte ohne Deutschland wenig tun, aber Deutschland konnte eine Zerstückelung seines Verbündeten nicht zulassen. Auch die Niederlage der Türkei (1912/13), die praktisch ein Bundesgenosse Deutschlands war, bedeutete einen ersten Rückschlag. Unmittelbar nach den Balkankriegen wurde ein deutscher General, Liman von Sanders, in

die Türkei entsandt, um trotz heftiger Einwände Rußlands, das immer noch an Konstantinopel interessiert war, die Armee zu reorganisieren. Es besteht Grund zur Annahme, daß sich seit Anfang 1913 die Überzeugung in Deutschland festigte, ein allgemeiner Krieg werde kommen, und es sei besser, er käme dann so früh wie möglich, am besten im Spätsommer 1914. Wenn wir „Deutschland“ sagen, meinen wir nicht das deutsche Volk, und weder den Kaiser, noch den ängstlichen Kanzler Bethmann-

Hollweg, der damals die Stellung bekleidete, von der aus Bismarck einst Europa beherrscht hatte. Wir meinen vielmehr die Offiziere des deutschen Generalstabes, unter deren Einfluß der Kaiser mehr und mehr zur willenlosen Puppe wurde. 1913 erhob die deutsche Regierung eine besondere Wehrsteuer in bis dahin ungewohnter Höhe. Der Ertrag dieser Steuer konnte bereits im Sommer 1914 zu voller Auswirkung kommen, während die französischen Gegenmaßnahmen erst 1915 ihre ganze Wirkung zeigen konnten. Rußland, so nahm man an, könnte seine größte militärische Stärke nicht vor 1917 erreichen. Der Sommer 1914 war auch der vorgesehene Zeitpunkt, an dem die Vergrößerung des Nord-Ostsee-Kanals beendet sein sollte.

Inzwischen hatten sich die englisch-deutschen Beziehungen nach dem Schock der Agadirkrise gebessert und wurden sogar freundlich. Denn Deutschland war verzweifelt darum bemüht, sich die britische Neutralität zu sichern, zumindest für das Anfangsstadium des vorgesehenen Krieges. Großbritannien war weitgehend bereit, mit Deutschland über jeden strittigen Punkt innerhalb der gemeinsamen Beziehungen nach Art der Aussprachen zu diskutieren, die zu den Entente-Verträgen mit Frankreich und Rußland geführt hatten. Die wichtigste Konfliktszone bildete dabei der Persische Golf. Damals gehörte dies ganze Gebiet, das heutige Königreich Irak, zur Türkei. Der deutsche Einfluß in der Türkei war sehr groß, und deutsche Ingenieure bauten die Bagdadbahn, die bis zur Hafendstadt Basra, dem Verschiffungshafen der englisch-persischen Erdölgesellschaft, führen sollte. Deutschland zeigte sich überraschenderweise zur Annahme der britischen Forderungen bereit, und ein englisch-deutscher Vertrag über diese Frage war bereits schriftlich fixiert und sollte unterzeichnet werden, als der Krieg 1914/18 ausbrach.

Die Verantwortung für den Krieg

Über die Ursachen des Krieges sind viele Bücher geschrieben worden, in denen man Schuldige oder Schuld festzustellen versuchte. Einige kommen zu dem Ergebnis, daß die allgemeine politische Lage in Europa zum Kriege geführt habe, und kein einzelnes Land für ihn verantwortlich sei. Andere messen bestimmten Staaten die Schuld bei. Bei der Erforschung der allgemeinen Ursachen ergibt sich klar, daß der Nationalismus eine wichtige Rolle gespielt hat, besonders die nationalen Bestrebungen der Südslawen im Kampf mit dem Vielvölkerstaat Österreich-Ungarn. Dieses Reich war ein Überbleibsel aus der Vergangenheit, als Staatswesen zu einer Zeit entstanden, wo der Nationalismus nur geringe oder gar keine Bedeutung hatte. In der Neuzeit stellte Österreich-Ungarn einen Anachronismus dar; mit Gewalt zwang es Völker unter sein Zepter, die eine solche Regierungsform ablehnten. Aber es ist eine Art Naturgesetz, sowohl für Staaten wie für Lebewesen gültig, daß alles, was lebt, eher kämpfen als auf seine Existenz verzichten wird. Wir können daher den Staatsmännern Österreich-Ungarns im Grunde keinen Vorwurf aus ihrem Entschluß machen, den Bestand ihres Reiches mit allen Mitteln — die Vernichtung Serbiens eingeschlossen — zu sichern.

Ein weiterer allgemeiner Grund war der Militarismus. Seitdem Bismarck die Wirkung einer sorgfältig geplanten wissenschaftlichen Kriegs-

führung unter modernen Bedingungen erprobt hatte, bewaffnete sich jeder kontinentale Staat, Deutschland voran, bis an die Zähne. Alle Staaten fürchteten sich voreinander. Deutschland war nun zwar der mächtigste, aber wegen seiner zentralen Lage auch „eingekreist“. Es beklagte sich ständig über diese Einkreisung, und der Kaiser machte absurderweise den ihm so verhassten Onkel König Eduard VII. dafür verantwortlich. Deutschland war jedoch eingekreist, weil es durch seine ungestüme und arrogante Politik alle Nachbarn — Frankreich, Rußland und Großbritannien — beunruhigt hatte, worauf sie sich zu gegenseitigem Schutz verbündeten.

Man kann tatsächlich sagen, daß der sog. „bewaffnete Frieden“ dieser Epoche — wie wir es in Kapiteln über die Zeit von 1871 bis 1914 gesehen haben — für alle Beteiligten in wachsendem Maße unerträglich geworden war. So konnte es nicht weitergehen. Entweder mußte die Abrüstung kommen, gegen die Deutschland auf der Haager Konferenz zweimal Einspruch erhoben hatte, oder eine der Großmächte mußte versuchen, durch einen siegreichen Krieg eine Art unbestrittener Vorherrschaft in Europa zu erringen. Alle Geschehnisse lassen den Schluß zu, daß in den letzten Jahren vor 1914 der deutsche Generalstab mit dem Kaiser als dekorativer Gestalt an der Spitze sich für den Krieg und die Erringung der Hegemonie entschieden hatte. (Hitler wählte 25 Jahre später den gleichen Weg.) Von diesem Standpunkt aus erscheint der österreichische Zwischenfall nur als auslösendes Moment für Deutschland, denn ohne deutsche Unterstützung wäre Österreich ebenso wie die europäische Türkei zerfallen.

Wenn wir nun die Haltung der Großmächte auf der anderen Seite gerecht betrachten, können wir wenig zu Gunsten Rußlands sagen, war doch dessen Politik auf dem Balkan und in anderen Gebieten seit langem ebenso aggressiv wie die Deutschlands, dabei jedoch weit weniger klug. Österreich und Rußland waren auf dem Balkan alte Gegner, und Serbien, besonderer Feind Österreichs, hatte sich sehr eng an Rußland angeschlossen. Gemäß der panslawistischen Ideologie waren Jugoslawen und Russen Angehörige der gleichen slawischen Rasse. Alle Beteiligten waren sich darüber im klaren, daß ein österreichischer Angriff auf Serbien den Krieg mit Rußland herausfordern mußte.

Frankreich trieb zwar imperialistische Politik in Afrika, hatte jedoch in Europa keine aggressiven Pläne. Sollte aber der Krieg unvermeidlich werden, waren die Franzosen natürlich entschlossen, Elsaß-Lothringen zurückzugewinnen. Es wäre jedoch absurd anzunehmen, daß Frankreich — selbst um dieses Preises willen — einen Krieg angestrebt hätte. Die Franzosen wußten, daß sie im Falle eines Krieges die Hauptwucht des deutschen Angriffs treffen mußte, und nach ihren Erfahrungen von 1870/71 konnten sie nicht nochmals ein gleiches Risiko eingehen.

Was Großbritannien betrifft: kein Land hätte durch einen Krieg weniger zu gewinnen gehabt. Allgemein wurden wir als die glückbegünstigste unter allen Großmächten angesehen, mit unserer Inselheimat, unserem großen Reichtum und unserem gewaltigen Empire. Aber 1914 konnten wir noch weniger als zur Zeit Napoleons dulden, daß eine Macht die Vorherrschaft in Europa in einem Umfange gewonnen hätte, wie dies nach einem deutschen Sieg der Fall gewesen wäre.

Die Gegensätze zwischen den Großmächten am Vorabend des ersten Weltkrieges

BOSISIO, ALFREDO: „La Formazione dell'Europa attuale. Sommario storico per i licei“. Bd. 3, Turin 1953, S. 371—374.

Als Österreich im Sommer 1914 Serbien angriff, war die Spannung zwischen den beiden entgegengesetzten Machtsystemen — dem Dreibund (Deutschland, Österreich, Italien) und dem Dreiverband (Frankreich, Rußland, England) — so stark, daß eine plötzliche Aufhebung des Gleichgewichts nunmehr von unwägbareren Elementen abhing, fast unabhängig vom guten Willen der Diplomatie, sofern ein solcher überhaupt vorhanden war.

Der stärkere Gegensatz bestand zwischen England und Deutschland, er wurde durch die Politik Wilhelms II. bestimmt, der das Streben Bismarcks nach 1870 zur Wahrung des Friedens aufgab und Deutschland in das Abenteuer der großen Weltexpansion stürzte. Er hatte einen großzügigen Plan für maritime Rüstung aufgestellt und geriet dadurch in

Gegensatz zu England, das auf seine Überlegenheit zur See eifersüchtig achtete.

Weniger offenkundig aber nicht minder scharf war der russisch-deutsche Gegensatz, der von der Unterstützung herrührte, die Deutschland seit dem Berliner Kongreß (1878) Österreichs Ausdehnungsbestrebungen auf dem Balkan gewährte, und der durch die österreichische Besetzung Bosniens und der Herzegowina (1908) noch verschärft wurde.

Hinzu kam schließlich der seit Sedan nicht mehr zur Ruhe gekommene deutsch-französische Gegensatz, der nunmehr durch das Bestreben Frankreichs, Revanche zu üben und Elsaß-Lothringen zurückzugewinnen, außerordentlich verschärft wurde.

Österreich hatte einen einzigen erklärten Rivalen: das russische Reich, und zwar wegen der Balkanfrage. Mit Italien, das die stärksten nationalen — aber nicht imperialistischen — Gründe zur Feindschaft hatte, war es für mehr als 30 Jahre verbunden.

Dieses verwickelte System von Gegensätzen hatte die Zusammenarbeit zwischen Deutschland und Österreich immer enger gestaltet, ohne übrigens den Dreibund zu stärken, aus dem sich Italien vielmehr zu lösen trachtete, weil seine Interessen durch ihn nicht mehr gefördert wurden. Man kann daher sagen, daß 1914 nur die Solidarität zwischen den beiden deutschen Mächten wirklich haltbar war.

Auch im Dreiverband war die Solidarität ziemlich unvollkommen. Obwohl sich die drei Mächte auf Grund ihres gemeinsamen Interesses, die Expansion der Mittelmächte zu zügeln, einander genähert hatten, waren die Ursachen für noch verbleibende Streitigkeiten deshalb nicht aus der Welt geschafft: die Bestrebungen des russischen Imperialismus im Mittelmeerraum und in Asien z. B. waren mit den Zielen des angelsächsischen Imperialismus unvereinbar.

Die unaufhaltsame Entwicklung der politischen Gegensätze hatte somit Europa in ein finsternes, bewaffnetes Feldlager verwandelt: mehr und mehr wurde mit viel Eifer und Intelligenz für den Krieg statt für den Frieden gearbeitet; die russische und englische Initiative zu allgemeiner Rüstungsbeschränkung und Einrichtung eines internationalen Schiedsgerichts, das Streitfälle unter den Mächten mit friedlichen Mitteln ent-

scheiden sollte, war entweder fehlgeschlagen oder hatte nur unbedeutende Ergebnisse erbracht, die in keinem Verhältnis zu den angestrebten Zielen standen.

Trotzdem vermochte sich die öffentliche Meinung in Europa im allgemeinen nicht mit dem Gedanken an einen drohenden Krieg abzufinden, und das Schlagwort, der Fortschritt von Wissenschaft und Technik führe zu Menschheitsverbrüderung, fand noch immer mehr Glauben als die unheilvolle Mahnung, die aus dem allgemeinen Wettrüsten sprach. Wenn auch nicht in Deutschland, wo sich die Überzeugung — um nicht zu sagen die Hoffnung — durchsetzte, die hohen Rüstungsausgaben würden sich doch in einen oder anderen Fall lohnen, so gab man sich doch im übrigen Europa der Illusion hin, die furchtbaren Waffen des 20. Jahrhunderts würden schließlich doch eher dazu dienen, die Gegner einzuschüchtern, statt sie zu vernichten; die Vernunft würde doch letzten Endes siegen und die Regierungen davon abhalten, die Völker in einen Krieg zu führen, dessen Gewinn niemals den Verlusten entsprechen würde; und daß doch — wenn die Regierungen nicht so klug sein sollten — die Arbeiter aller Länder sich wie ein Mann erheben würden, um in der ganzen Welt den Kriegsdienst aus Klassensolidarität zu verweigern und den Streik auszurufen; oder daß man schlimmstenfalls nur einen kurzen Krieg zu führen brauche.

Alle diese Voraussagen wurden jedoch durch die Geschehnisse widerlegt.

Die Ursachen des ersten Weltkrieges

MELZI D'ERIL, FRANCESCO und ANDREA GIUDICI: „Corso di storia d'Europa e d'Italia. Per gli istituti tecnici“. Bd. 2, Mailand o. J. (1947) S. 234—235.

Es ist immer äußerst schwierig, genau anzugeben, was die „Ursachen“ eines Krieges sind. Kriege entstehen im allgemeinen gleichsam unversehens durch eine Vielfalt von Handlungen oder Gemütszuständen, deren Ursprung sich in ferner Vergangenheit verliert. Die unmittelbaren Ursachen können mitunter geringfügig und unbedeutend erscheinen; ihre Bedeutung liegt jedoch darin, daß sie die schwere Masse der weit zurückliegenden Ursachen in Bewegung setzen; sie sind die Keime, die, auf einen schon empfänglichen Boden gefallen, ihn gleichsam aus seiner abwartenden Stille erwecken und seine ganze innere Struktur dann erschüttern.

1914 waren die internationalen Beziehungen in Europa durch mannigfache und schwierige Probleme belastet; und dennoch schien keins von ihnen zu einem sofortigen Kriege führen zu müssen. Die Vertragssysteme der Triple-Allianz und des Dreibundes hatten Europa wenigstens potentiell in zwei Machtblöcke geteilt. Weitere Reibungspunkte waren: der englisch-deutsche Gegensatz, der besonders auf dem Gebiet der Flottenpolitik sehr erbittert war; die elsass-lothringische Frage, eine unverheilte Wunde im Bewußtsein der Franzosen; das maßlose Verlangen Deutschlands, sich ebenfalls ein Kolonialreich zu schaffen, vielleicht sogar auf Kosten der Mächte, die bereits eins besaßen; die in jenen Jahren besonders lebhaft italienische Irredenta; die russischen Bestrebun-

gen auf dem Balkan und die entschlossene Absicht Bulgariens, als politischer und militärischer Organismus eine für die ganze Halbinsel furchterregende Macht zu werden.

Überall herrschten politische, wirtschaftliche und koloniale Gegensätzlichkeiten, aber keins dieser an sich ernsthaften Probleme hatte ein Stadium erreicht, das zu einer kriegerischen Lösung hätte führen müssen. Es gab jedoch ein Faktum, das nichts Gutes bedeuten konnte: das allgemeine Wettrüsten. Es war in Deutschland und Österreich äußerst intensiv und in England, Frankreich und Rußland immer noch intensiv genug. Die Herstellung von Kriegsmaterial ist stets äußerst gefährlich.

Ein Problem aber erschien drückender und drängender als alle anderen: der Gegensatz zwischen Österreich-Ungarn und Serbien. Als Sieger aus dem ersten und zweiten Balkankrieg groß und stark hervorgegangen, übte Serbien nun auf die slawischen Stämme innerhalb des Kaiserreiches eine starke Anziehungskraft aus. Wenn Serbien, von Rußland unterstützt, seinen Aufstieg und seine Expansion fortgesetzt hätte, wäre das von den so treuen Kroaten und Serben verlassene Habsburger Reich zu einem Rumpfstaat geworden und hätte damit seine Existenzberechtigung verloren. Österreich-Ungarn mußte daher entweder Serbien innerhalb weniger Jahre vernichten oder selbst unterliegen.

Der erste Weltkrieg

LANGELAND, A. ST.: „Verden etter 1815“. Oslo 1945, S. 117.

Da Englands Haltung unentschieden war, glaubte die deutsche Regierung, es würde sich aus dem Kriege heraushalten. Aber als die deutschen Truppen in das neutrale Belgien einrückten, erklärte England Deutschland den Krieg. Die englische Regierung verwies auf das Versprechen der Großmächte, Belgiens Neutralität zu achten, aber der deutsche Reichskanzler war erschüttert darüber, daß jemand „wegen eines Stück Papiers“

zum Kriege schreiten wolle.

Amerika hatte den Alliierten große Summen geliehen und mußte sich vor Verlust dieses Geldes schützen. Die Propaganda der Westmächte hatte großen Erfolg, und der uneingeschränkte U-Bootkrieg, der auch die amerikanische Schifffahrt traf, schuf eine heftige deutschfeindliche Volksstimmung.

Der Kriegsausbruch

JACOBSON, GUSTAF und ERNST SODERLUND: „Allmän historia för gymnasiet“. Stockholm 1952, S. 369.

Der Funke zu dem Weltbrand, dessen Ausbruch man seit langem befürchtet hatte, zündete am 28. Juni 1914 in Sarajevo, der Hauptstadt Bosniens, wo der österreichische Thronfolger Franz Ferdinand und seine Gemahlin von einem jungen Mann ermordet wurden, der zwar österreichischer Untertan, aber serbischer Nationalität war. Da die österreichische Regierung begründeten Verdacht hegte, der Mord sei von serbisch-nationalistischen Kreisen inspiriert, forderte sie in einem Ultimatum an Serbien, daß die großserbische Propaganda aufhören solle, daß der Mord gründlich unter österreichischer Kontrolle untersucht werden, und die am Mordplan Schuldigen exemplarisch bestraft werden sollten.

Zu diesem scharfen Auftreten ließ sich die österreichische Regierung vor allem durch die Tatsache veranlassen, daß das verbündete Deutschland ihr sofort nach dem Mord in Sarajevo Unterstützung für den Fall versprochen hatte, daß der serbische Zwist sich zu einem Konflikt mit Rußland ausweiten sollte.

Da die serbische Antwort Österreich nicht zufrieden stellte, erklärte es Serbien den Krieg. Um Serbien zu Hilfe zu kommen, mobilisierte Rußland jedoch in einem Ausmaß, daß sich nun auch Deutschland als bedroht erklärte. Es verlangte, Rußland solle seine Mobilisierung einstellen, bekam jedoch eine ablehnende Antwort und begann darauf den Krieg gegen Rußland und Frankreich, das sich seinem Verbündeten zur Seite stellte. Als Frankreich auf diese Weise in den Krieg eingetreten war, wurde es nun auch für England schwierig, sich fernzuhalten, hatten doch beide Länder während der letzten Jahre intimen Kontakt hergestellt. Das entscheidende Motiv wurde aber, wie schon so oft vorher, die belgische Frage. Als die deutschen Armeen, um Frankreich schnell aus dem Felde zu schlagen, in Belgien einrückten, ohne Rücksicht auf seine auch von Deutschland anerkannte Neutralität, beschloß England, in den Krieg einzutreten. So war der erste Weltkrieg zur Tatsache geworden (Aug. 1914).

Der Weltkrieg 1914-1918

STANG, NIC. und AUGUST LANGE: „6000 ar. Verdenshistorie for den hogreskolen“. Oslo 1940, S. 223 ff.

Am 28. Juni 1914 wurde der österreichisch-ungarische Thronfolger von einem serbischen Gymnasiasten in Sarajevo ermordet. Der österreichische Außenminister wollte den Mord als Vorwand benutzen, um Serbien niederzuschlagen. Er unterrichtete Kaiser Wilhelm, und dieser antwortete, Deutschland werde sich nicht dagegen wenden, wenn Österreich-Ungarn seinen Nachbarn züchtige. Die Regierung in Wien hatte keinerlei Beweis dafür, daß die serbische Regierung hinter dem Mord stand. Trotzdem übersandte sie Serbien ein Ultimatum und stellte eine Anzahl harter Forderungen. Die serbische Regierung erklärte sich bereit, fast alle Forderungen zu erfüllen. Aber die Regierung in Wien ging nicht darauf ein und erklärte Serbien den Krieg. Die Mittelmächte rechneten damit, daß sich die anderen Staaten nicht einmischen würden. Aber darin irrten sie sich. Serbiens mächtiger Freund Rußland mobilisierte an der österreichisch-ungarischen Grenze. Damit hatte die Kriegsmaschinerie zu rollen begonnen, und niemand konnte sie aufhalten. Deutschland erklärte am 1. August Rußland und einige Tage später Frankreich den Krieg.

Um die starken französischen Grenzfestungen zu umgehen, hatten die deutschen Generäle den Durchmarsch durch Belgien geplant. Trotz Belgiens Protest wälzten sich die deutschen Heere über die Grenze. Der englische Außenminister hatte sich so lange wie möglich zu vermitteln bemüht, und viele Engländer meinten, das britische Reich müsse sich von einem Krieg auf dem Festland fernhalten. Aber als die Deutschen in Belgien einrückten, schlug die Stimmung um. Jetzt war der britische Kanal bedroht: England erklärte Deutschland den Krieg und sandte ein Heer aufs Festland.

Der Seekrieg und USA

Die Deutschen kontrollierten die Ostsee, auf den Weltmeeren jedoch hatte die britische Flotte die Seeherrschaft. Aus den Kolonien und Dominions führte sie Truppen heran, schützte die Handelsschiffe, die Waren brachten, und verhinderte die Belieferung der Mittelmächte. Dieser Blockadekrieg wurde zunehmend schärfer und brachte schließlich den

Alliierten den Sieg. Als Antwort auf die Blockade begannen deutsche U-Boote die Handelsschiffe zu torpedieren, und 1917 erklärten die Deutschen den uneingeschränkten U-Bootkrieg. . . . Die englische Blockade traf den neutralen Handel hart, aber der deutsche U-Bootkrieg traf ihn noch härter und rief große Erbitterung in USA hervor. Die Amerikaner wünschten außerdem den Alliierten — denen sie viel Geld geliehen hatten — den Sieg, und im April 1917 begannen die USA den Krieg mit Deutschland.

Die Sieger diktieren den Frieden

Der Friede sollte auf der gleichen Grundlage der „14 Punkte“ geschlossen werden, die Wilson im Jahre 1918 proklamiert hatte. Die Völker des vom Kriege verwüsteten Europas setzten große Hoffnungen auf Wilson. Aber bei der Friedenskonferenz zeigte es sich bald, daß er nicht in der Lage war, sein Programm durchzusetzen. . . . Im Mai 1919 erschienen deutsche Vertreter in Versailles und nahmen den Friedensvertrag entgegen. Die harten Bedingungen erregten in Deutschland starke Erbitterung, besonders der Paragraph, der die alleinige Schuld der Mittelmächte am Kriege aussagte. Aber die Alliierten drohten, ihre Truppen weiter nach Deutschland hineinmarschieren zu lassen, wenn die deutsche Regierung nicht unterschriebe, und so wurde der Vertrag von Versailles am Fünfjahrestag des Mordes von Sarajevo unterzeichnet.

Anmerkung:

BREHM, BRUNO, Dr., Schriftsteller. Geboren 23. Juli 1892 in Laibach. Gymn.; Univ. Wien (Kunstgesch.). — Dr. phil. 1922 — B. 1918 aktiver Offz., s. 1927 freier Schriftst. — lebt heute in Österreich. Veröffentlichungen: u. a. „Der lachende Gott“, 1927; „Auf Wiedersehen, Susanne!“, 1928; „Apis und Este“, 1931; „Das war das Ende“, 1932; „Weder Kaiser noch König“, 1933; „Zu früh und zu spät“, 1935; „Die sanfte Gewalt“, 1940; „Der Lügner“, 1948; „Schatten der Macht“, 1950; „Am Rande des Abgrundes“, 1950.

Die Auswahl: „Der erste Weltkrieg. Seine Behandlung in ausländischen Geschichtsbüchern“ wurde von PROF. GEORG ECKERT, Leiter des Internationalen Schulbuchinstitutes, Braunschweig, getroffen und zusammengestellt.

Nachforderungen der Beilagen „Aus Politik und Zeitgeschichte“ sind an die Bundeszentrale für Heimatdienst zu richten. Abonnementsbestellungen der Wochenzeitung „Das Parlament“ zum Preise von DM 1,19 monatlich bei Postzustellung (einschl. Beilage) nur an die Vertriebsabteilung, Hamburg 36, Gänsemarkt 21/23.

POLITIK UND ZEITGESCHICHTE

AUS DEM INHALT UNSERER NÄCHSTEN BEILAGEN:

- F. L. Baumer: „Die Apocalypse in der Sicht des
XX. Jahrhunderts“
- Franziska Baumgarten-Tramer: „Charakter und Demokratie“
- Freiherr von der Heydte: „Freiheit und Sicherheit in der modernen
Demokratie“
- Kurt Georg Kiesinger: „Haben wir noch den Bürger?
Die Problematik des Partei-Staates“
- Erich Kosthorst: „Die deutsche Opposition gegen Hitler
zwischen Polen- und Frankreichfeldzug“
- Helmut Krausnick: „Der 30. Juni 1934“
- Prof. Dr. U. Scheuner: „Die geistigen Grundlagen des heutigen
Staatsdenkens in Deutschland“
- Adelbert Weinstein: „Die Verteidigung ist unteilbar“
- Eine Zusammenstellung
der aktuellen
politischen Literatur: „Im Brennpunkt Zeitgeschichte“
-
-